A 22000 F

Frauenhefte

Berlin

September 1978

DIE SCHWARZE BOTIN

Nr. 8

5.-DM

Inhalt

Krankheit als Metapher 2
(Susan Sontag)

Edith Lechtape 11
(Nelly Caballero, Christiane Lenoble, Nicole Walter)

Berechtigte Fragen 14
(Elfriede Gerstl)

Verschobene Räume 18
An verschiedenen Tagen Rom-Berlin (Sarah Schumann)

Unerbittliche Liebe 24
(Gabriele Goettle)

Udo 27
untersuchungen zu udo jürgens liedtexten (Elfriede Jelinek)

Der Wolf und die Frau 27
(Christa Reinig)

Die Sprachdiebinnen 35
(Dorothea Muenk)

Die Herrschaft des Phallus im Delta der Venus 37
(Gabriele Dietze)

2 Jahre Schwarze Botin 39

Bildnachweis

Die Zangen des Arztes 2
Allegorie des Todes, aus: *The New York Review,* July 20, 1978, ... 9
Edith Lechtape, Antoine Weber, Skulpturbild 10
Gabriele Goettle, Collagen 1978 ..... 17. 33
Genova, Cimitero di Staglieno, aus: Michael Ruetz, Nekropolis, Berlin (o.J.) 26
Ausschnitt aus: Die Wollust, französischer Kupferstich nach einem Gemälde von Regnault 1810, aus: Eduard Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Das bürgerliche Zeitalter, Ergänzungsband III, München (o.J.) ... 38
Ulrike Ottinger, Valeska Gert, Juni 1975 40

Krankheit als Metapher

Vielleicht weil die unromantische Depression die romantische Anschauung von der Melancholie abgelöst hat, gilt Krebs im Gegensatz zur Tuberkulose generell als eine für einen romantischen Charakter ungeeignete Krankheit. „Eine angemessene melancholische Überspanntheit", schrieb Poe, „wird stets als untrennbar von der Vollkommenheit der Schönheit vorgefunden werden." Depression ist Melancholie abzüglich deren Reize - der Lebhaftigkeit, der Stimmungsausbrüche.

Zur Stützung der Theorie über die emotionalen Ursachen von Krebs gibt es eine immer wachsende Literatur und Forschungsarbeit: Es vergeht kaum eine Woche, ohne daß ein neuer Artikel einem nichtfachlichen Publikum die wissenschaftliche Verknüpfung zwischen Krebs und schmerzlichen Empfindungen verkündigt. Untersuchungen werden angeführt - die meisten Artikel beziehen sich dabei auf dieselben -, bei denen von, sagen wir, mehreren hundert Krebspatienten zwei Drittel oder drei Fünftel angeben, deprimiert oder mit ihrem Leben unzufrieden zu sein und unter dem Verlust (sei es durch Tod oder Zurückweisung oder Trennung) eines Verwandten, Liebhabers, Ehegatten oder nahen Freundes gelitten zu haben. Es ist jedoch genauso unwahrscheinlich, daß von mehreren hundert Menschen, die *keinen* Krebs haben, die meisten ebenfalls angeben würden, depressive Gefühle und traumatische Erlebnisse zu kennen: Das nennt man menschliches Schicksal. Und diese Fallgeschichten werden erzählt in einer besonders geschmeidigen Sprache der Verzweiflung, der Unzufriedenheit und der obsessiven Beschäftigung mit dem isolierten Selbst und seinen niemals gänzlich zufriedenstellenden „Beziehungen", die unmißverständlich den Stempel unserer Konsumkultur trägt. Es ist dies eine Sprache, die gegenwärtig viele Amerikaner in bezug auf sich selbst gebrauchen.(1)

Untersuchungen, die im letzten Jahrhundert von einigen Ärzten durchgeführt worden waren, zeigten eine starke Wechselbeziehung zwischen Krebs und den Klagen jener Epoche. Im Gegensatz zu den heutigen amerikanischen Krebspatienten, die samt und sonders angeben, seit der Kindheit unter Isolations- und Einsamkeitsgefühlen gelitten zu haben, beschrieben viktorianische Krebspatienten ihr allzu strapaziöses Leben, das von Arbeit, Familienverpflichtungen und Entbehrungen überlastet war. Diese Patienten drücken keine Unzufriedenheit mit ihrem Leben als solchem aus oder spekulieren über die Qualität seiner Befriedigungen und die Möglichkeit einer „bedeutungsvollen Beziehung". Die Ärzte fanden als Ursachen oder prädisponierende Faktoren ihrer Krebspatienten Kummer, Sorgen (am akutesten, so bemerkte man, unter Geschäftsleuten und den Müttern großer Familien), angespannte ökonomische Verhältnisse, plötzliche Schicksalsschläge und Überarbeitung - oder wenn die Patienten erfolgreiche Schriftsteller oder Politiker waren, waren es Kummer, Zorn, intellektuelle Überbeanspruchung, die mit Ehrgeiz einhergehenden Ängste und der Druck eines Lebens in der Öffentlichkeit.(2)

Die Krebspatienten des 19. Jahrhunderts bekamen die Krankheit, so nahm man an, als Ergebnis von Überaktivität und Überanspannung. Sie schienen voller Emotionen zu sein, die niedergehalten werden mußten. Als Prophylaxe gegen Krebs legte ein englischer Arzt seinen Patienten nahe, „ihre Kraft nicht zu überschätzen und die Unbilden des Lebens mit Gleichmut zu ertragen, vor allem anderen aber keinerlei Kummer ‚nachzugeben'." Solche stoischen Ratschläge sind mittlerweile ersetzt durch die Empfehlung zum Selbstausdruck, vom Sichaussprechen bis hin zum Urschrei. Im Jahre 1885 pries ein Bostoner Arzt „denjenigen, die offenkundig gutartige Tumore in der Brust haben, den Vorteil, den es hat, heiter zu sein". Heute würde man dies als Ermutigung zu gerade der Art von emotionaler Abkapselung auffassen, die mittlerweile als krebsfördernd gilt.

Populärwissenschaftliche Berichte über die psychologischen Aspekte von Krebs zitieren oft alte Autoritäten, beginnend mit Galen, der beobachtete, daß „melancholische Frauen" mit höherer Wahrscheinlichkeit Brustkrebs bekommen als „sanguinische Frauen". Die Bedeutungen haben sich gewandelt. Galen (2.Jh. n. Chr.) verstand unter Melancholie einen physiologischen Zustand mit komplexen charakterologischen Symptomen; wir verstehen darunter eine bloße Temperamentslage. „Kummer und Furcht", sagte der englische Chirurg Sir Astley Cooper 1845, gehören zu den „häufigsten Ursachen" von Brustkrebs. Die Beobachtungen des 19. Jahrhunderts unterminieren die Anschauungen des späten 20. Jahrhunderts jedoch eher, als daß sie sie unterstützen - sie sprechen von einem manischen oder manisch-depressiven Charaktertyp, der nahezu das Gegenteil des verlorenen, sich selbst hassenden, gefühlsarmen Wesens, der heutigen Krebspersönlichkeit, ist. So weit ich weiß, hat kein Onkologe, der von der Wirksamkeit der Polychemotherapie und Immuntherapie bei der Patientenbehandlung überzeugt ist, mit zu den Fiktionen über eine spezifische Krebspersönlichkeit beigetragen. Unnötig zu sagen, daß die Hypothese, Kummer ziehe die immunologische Abwehrbereitschaft in Mitleidenschaft (und könne unter gewissen Umständen die Immunität gegenüber der Krankheit herabsetzen), wohl kaum dasselbe ist wie die Anschauung, daß Gefühle Krankheiten verursachen, und noch weniger einen Beweis für den Glauben liefert, daß spezielle Emotionen spezielle Krankheiten erzeugen können.

Die Mutmaßungen der jüngsten Zeit über den modernen Typ des Krebscharakters finden ihren wahren Vorgänger und ihr Gegenstück in der Literatur über Tb, wo dieselbe, in ähnliche Termini gefaßte Theorie lange in Umlauf war.

In seinem *Morbidus Anglicus* (1672) erklärte Gideon Harvey „Melancholie" und „Schwarze Galle" zur „einzigen Ursache" der Tb (für die er die metaphorische Umschreibung „Zerfall" („corrosion") gebrauchte. Im Jahre 1881, ein Jahr ehe Robert Koch seine Schrift veröffentlichte, die die Entdeckung des Tuberkel-Bazillus verkündete und demonstrierte, daß dieser die Hauptursache der Erkrankung sei, gab ein medizinisches Standardlehrbuch als Ursachen der Tuberkulose an: erbliche Veranlagung, ungünstiges Klima, sitzend verrichtete Arbeit in geschlossenen Räumen, unzureichende Lüftung, Mangel an Licht und „depressive Gefühle". (3) Obwohl diese Angabe für die nächste Ausgabe geändert werden mußte, dauerte es eine lange Zeit, bis derlei Anschauungen an Glaubwürdigkeit verloren. „Ich bin geistig krank, die Lungenkrankheit ist nur ein aus-den-Ufern-treten der geistigen Krankheit", schrieb Kafka 1920 an Milena. Auf Tb angewendet hielt sich die Theorie, daß Gefühle Krankheiten verursachen, bis weit in dieses Jahrhundert hinein - solange, bis man endlich herausfand, wie die Krankheit zu heilen war. Die Anwendung der Theorie, die gegenwärtig in Mode ist - und die den Krebs auf das emotionale Zukurzgekommensein und den Mangel an Selbstvertrauen und an Vertrauen in die Zukunft bezieht - wird sich wahrscheinlich als nicht haltbarer erweisen als ihre Anwendung auf die Tuberkolose.

Im pestgeplagten England des späten 16. und 17. Jhs. war dem Historiker Keith Thomas zufolge der Glaube weit verbreitet, daß „der glückliche Mensch keine Pest bekommen würde". Die Phantasie, daß ein glückliches Gemüt Krankheit fernhalten würde, blühte wahrscheinlich in bezug auf alle infektiösen Krankheiten, ehe die Natur der Infektion verstanden wurde. Theorien darüber, daß die Krankheit durch Geisteszustände verursacht und durch Willenskraft geheilt werden könne, sind stets ein Index dafür, in welchem Maße man sich über das physische Terrain einer Krankheit im Unklaren ist.

Hinzu kommt, daß es eine spezifisch moderne Vorliebe für psychologische Erklärungen gibt, von Krankheiten wie von allem anderen auch. Das Psychologisieren scheint Kontrolle gerade über die Erfahrungen und Ereignisse (wie schwere Krankheiten) zu verschaffen, über die die Menschen tatsächlich wenig oder keine Kontrolle besitzen. Das psychologische Verständnis untergräbt die „Realität" einer Krankheit. Diese Realität muß erklärt werden. (Sie bedeutet in Wirklichkeit; oder ist ein Symbol für; oder muß interpretiert werden als.) Für diejenigen, die weder mit religiösen Tröstungen in bezug auf den Tod noch mit einer Ansicht über den Tod (oder irgend etwas sonst) als etwas Natürliches leben, ist der Tod das obszöne Mysterium, der äußerste Affront, die Sache, die sich nicht kontrollieren läßt. Er kann nur verleugnet werden. Ein großer Teil der Popularität und Überzeugungskraft der Psychologie kommt daher, daß es sich bei ihr um einen sublimierten Spiritualismus handelt: einen säkulären, offenkundig wissenschaftlichen Weg, das Primat des „Geistigen" über die Materie zu bekräftigen. Jener unausweichlich materiellen Realität, der Krankheit, läßt sich eine psychologische Erklärung verleihen. Der Tod selbst kann letztlich als psychologisches Phänomen betrachtet werden. Groddeck erklärte in *Das Buch vom Es* (er sprach von der Tb): „Denn nur der stirbt, der sterben will, dem das Leben unerträglich wurde." Das Versprechen eines zeitweisen Triumphs über den Tod steckt implizit in einem Gutteil des psychologischen Denkens, das mit Freud und Jung seinen Anfang nimmt.

Zumindest gibt es da das Versprechen eines Triumphs über die Krankheit. Eine „psychische Krankheit wirkt in irgendeiner Weise weniger real - zum Ausgleich dafür aber umso interessanter -, sofern sie nur als eine „geistige" betrachtet werden kann. Während der ganzen Neuzeit neigte das spekulative Denken ständig dazu, die Kategorie der Geisteskrankheit zu erweitern. Tatsächlich ist die Todesverleugnung in dieser Kultur teilweise eine erhebliche Ausweitung der Kategorie Krankheit als solcher.

Krankheit expandiert mit Hilfe zweier Hypothesen. Die erste lautet, daß sich jegliche Form der sozialen Abweichung als Krankheit betrachten läßt. So sollen Kriminelle, wenn das kriminelle Verhalten als Krankheit betrachtet werden kann, nicht verurteilt oder bestraft, sondern verstanden (wie ein Arzt versteht), behandelt, geheilt werden. (4) Die zweite lautet, daß jede Krankheit psychologisch betrachtet werden kann. Krankheit wird als im Grunde psychologisches Ereignis interpretiert, und die Menschen werden ermuntert zu glauben, daß sie krank werden, weil sie es (unbewußt) wünschen, und daß sie sich durch die Mobilisierung des Willen selbst heilen können: daß sie wählen können, an dieser Krankheit nicht zu sterben. Diese zwei Hypothesen sind komplementär. Wie die erste die Schuld zu mindern scheint, so setzt die zweite sie wieder in ihre Rechte ein. Psychologische Krankheitstheorien sind machtvolle Instrumente, um die Schande auf die Kranken abzuwälzen. Patienten, die darüber belehrt werden, daß sie ihre Krankheit unwissentlich selbst verursacht haben, läßt man zugleich fühlen, daß sie sie verdient haben.

Strafende Auffassungen von Krankheit haben eine lange Geschichte, und in bezug auf den Krebs sind solche Anschauungen besonders lebendig. Es gibt den „Kampf" oder „Kreuzzug" gegen den Krebs; der Krebs ist die „todbringende" Krankheit; Menschen, die Krebs haben, sind „Krebsopfer". Ganz offensichtlich ist die Krankheit die Angeklagte. Doch auch der Krebspatient wird für schuldig erklärt. Weit verbreitete psychologische Krankheitstheorien sprechen dem glücklosen Kranken letztlich die Verantwortung sowohl für die Erkrankung als auch für die Gesundung zu. Und die Sitte, Krebs nicht als eine bloße Krankheit zu behandeln, sondern als einen dämonischen Feind, macht Krebs nicht nur zu einer tödlichen Krankheit, sondern auch zu einer schändlichen.

Die Lepra erregte auf dem Höhepunkt ihrer Verbreitung ein ähnlich unangemessenes Gefühl des Grauens. Im Mittel-

alter war die Lepra ein sozialer Text, worin die Verderbnis sichtbar wurde. Ein Exempel, ein Emblem des Verfalls. Nichts ist strafender, als einer Krankheit eine Bedeutung zu verleihen - da diese Bedeutung unausweichlich eine moralische ist. Jegliche gewichtige Krankheit, deren Kausalität im Dunkel liegt und deren Behandlung wirkungslos ist, wird tendenziell mit Bedeutsamkeit aufgeblasen. Zunächst einmal werden die Gegenstände der tiefsten Furcht (Fäulnis, Verfall, Beschmutzung, Regellosigkeit, Schwäche) mit der Krankheit identifiziert. Die Krankheit selbst wird zur Metapher. Dann wird im Namen der Krankheit (d.h. indem man sie als Metapher gebraucht) dieses Entsetzen auf andere Dinge übertragen. Die Krankheit wird adjektivisch. Man sagt von etwas, es sei krankhaft, und meint damit, daß es abstoßend oder häßlich ist. Im Französischen ist eine verwitternde Steinfassade immer noch *lepreuse*.

Epidemische Krankheiten waren ein übliches Bild für gesellschaftliche Unordnung. Von Pestilenz (Beulenpest) kam „pestilent", dessen figurative Bedeutung dem *Oxford English Dictionary* zufolge „beleidigend für Religion, Sitte oder öffentlichen Frieden - 1513" ist und „pestilential" bedeutet „moralisch verwerflich oder verderblich - 1531. Gefühle in bezug auf das Böse werden auf eine Krankheit projiziert. Und die Krankheit wird (solchermaßen mit Bedeutungen aufgeladen) auf die Welt projiziert.

In der Vergangenheit wurden solche bombastischen Phantasien regelmäßig an epidemische Krankheiten geknüpft, an Krankheiten, die ein kollektives Unglück waren. In den letzten zwei Jahrhunderten waren die Krankheiten, die am meisten als Metaphern für das Böse verwendet wurden, Syphilis, Tuberkulose und Krebs - alles Krankheiten, von denen man meinte, daß sie in besonderem Maße Krankheiten von Individuen seien.

Syphilis galt nicht nur als schreckliche Krankheit, sondern auch als erniedrigende, vulgäre. Antidemokraten benutzten sie, um die Entweihungen eines egalitären Zeitalters zu beschwören. Baudelaire schrieb in einer Notiz für sein unvollendetes Buch über Belgien: „Wir alle haben republikanischen Geist in unseren Adern wie die Syphilis in unseren Knochen - wir sind demokratisiert und infiziert." Im Sinne einer Infektion, die moralisch korrumpiert und physisch schwächt, sollte die Syphilis im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ein Gemeinplatz der antisemitischen Polemik werden. Im Jahre 1933 behauptete Wilhelm Reich, die „irrationale Syphilisangst (sei) eine der Hauptquellen der politischen Anschauungen des Nationalsozialismus und seines Antisemitismus (gewesen)". Aber obwohl er sah, daß da sexuelle und politische Phobien in Form des greulichen Herumreitens auf der Syphilis in *Mein Kampf* auf eine Krankheit projiziert wurden, ging Reich doch nie auf, wieviel an seinem eigenen beständigen Gebrauch von Krebs als Metapher für die Gebrechen der modernen Zeit Projektion war. Tatsächlich läßt der Krebs als Metapher sich weit mehr strapazieren als Syphilis.

Die Syphilis war als Metapher begrenzt, weil die Krankheit selbst nicht als mysteriös galt, sondern nur als schrecklich. Ein schändliches Erbe (Ibsens *Gespenster*), die Risiken des Sex (Charles-Louis Philippes *Bubu de Montparnasse*, *Manns*
Manns *Dr. Faustus*) - Syphilis war mit reichlich viel Entsetzen verbunden. Ein Rätsel gab es jedoch nicht. Ihre Ursache war klar und wurde als einzigartig aufgefaßt. Die Syphilis war das grausamste aller Geschenke, „weitergegeben" oder „übertragen" von einem bisweilen unwissenden Spender an den ahnungslosen Empfänger. Im Gegensatz dazu wurde Tb als mysteriöse, geheimnisvolle Heimsuchung und als Krankheit mit zahllosen Ursachen angesehen - so wie man sich heute, wo jeder doch zugibt, daß Krebs ein ungelöstes Rätsel ist, generell darüber einig ist, daß Krebs vielfach determiniert sei. Eine Reihe von Faktoren - wie krebsverursachende („karzinogene") Substanzen in der Umwelt, genetisch bedingte Anfälligkeit, Abnahme der immunisierenden Kräfte (durch vorangegangene Krankheiten oder traumatische Gefühleserlebnisse), charakterliche Prädispositionen - wird für die Krankheit verantwortlich gemacht. Und viele Forscher versichern, Krebs sei nicht *eine*, sondern mehr als hundert klinisch verschiedene Krankheiten, jeder Krebs müsse für sich studiert werden und was am Ende entwickelt werde, sei ein ganzes Aufgebot von Behandlungen, für jede Art von Krebs eine andere.

Die Ähnlichkeit von heute geläufigen Vorstellungen über die zahllosen Ursachen von Krebs mit den lange aufrechterhaltenen, heute aber in Mißkredit geratenen Anschauungen über Tb, läßt auf die Möglichkeit schließen, daß Krebs letztlich *eine* Krankheit herausstellt, die eine Hauptursache hat und durch ein einziges Behandlungsprogramm unter Kontrolle zu bringen ist. Tatsächlich haben sich, wie Lewis Thomas bemerkt hat, alle Krankheiten, deren Ursache geklärt wurde und die verhindert und geheilt werden können, als Krankheiten herausgestellt, die eine schlichte physische Ursache haben - wie die Pneumokokken für Pneunomanie, der Tuberkelbazillus für Tuberkulose, eine einzige Vitamindefizienz für Pellagra, und es ist ganz und gar nicht unwahrscheinlich, daß man schließlich irgendetwas Vergleichbares für den Krebs isolieren wird. Die Auffassung, daß eine Krankheit nur durch eine Vielzahl von Ursachen erklärbar sei, ist ganz charakteristisch für die Ansichten über Krankheiten, deren Verursachung *nicht* verstanden wird. Und es sind die Krankheiten, die als vielfach determiniert (d.h. mysteriös) gelten, die als Metaphern für das, was als gesellschaftlich oder moralisch falsch empfunden wird, die größten Möglichkeiten haben.

Tuberkulose und Krebs sind nicht nur benutzt worden, um (wie die Syphilis) rohe Phantasien über die Ansteckung, sondern auch um recht komplexe Empfindungen in bezug auf Kraft und Schwäche und auf Energie zum Ausdruck zu bringen. Mehr als anderthalb Jahrhunderte lang lieferte die Tuberkulose ein metaphorisches Äquivalent für Zartheit, Sensibilität, Traurigkeit, Kraftlosigkeit; während alles, was unbarmherzig, unversöhnlich und habgierig aussah, mit Krebs gleichgesetzt werden konnte. (So bemerkte Baudelaire 1852 in seinem Essay *"L'Ecole païenne"*: „Eine

frenetische Kunstleidenschft ist ein Krebs, der den Rest verschlingt . . .") Tb war eine ambivalente Metapher, Geißel und Emblem der Vornehmheit zugleich. Krebs wurde niemals anders denn als Geißel gesehen; er war, metaphorisch gesprochen, der innere Barbar.

Während man von Syphilis dachte, daß man sie sich passiv zuzog, ein gänzlich unfreiwilliges Desaster, wurde Tb einst und wird Krebs heute für eine Pathologie der Energie, eine Erkrankung des Willens gehalten. An beide Krankheiten knüpft sich die Sorge um die Energie und das Gefühl, knüpfen sich Befürchtungen über die Verheerung, die sie anrichten. Daß jemand Tb bekam, wurde als Zeichen einer unzulänglichen oder einer fehlgeleiteten Vitalität gedeutet. „Bemerkenswert war der große Mangel an Lebenskraft . . ., war die große konstitutionelle Schwäche . . ." - so beschrieb Dickens den kleinen Paul in *Dombey and Son.* Die viktorianische Vorstellung von Tb als einer Krankheit infolge geringer Energie (und erhöhter Sensibilität) hat ihre genaue Entsprechung in der Reichschen Vorstellung vom Krebs als einer Erkrankung infolge unausgedrückter Energie und anästhetisierter Empfindungen. In einer Zeit, in der es für einen produktiven Menschen keine Hemmungen zu geben schien, waren die Menschen besorgt, nicht genug Energie zu haben. In unserer eigenen Zeit der zerstörerischen Überproduktion auf wirtschaftlichem Sektor und der wachsenden bürokratischen Restriktionen gegenüber dem Individuum gibt es sowohl die Angst, zuviel Energie zu haben, als auch die Befürchtung, daß es der Energie nicht erlaubt werden könnte, sich Ausdruck zu verschaffen.

Wie Freuds mangelökonomische Theorie der „Triebe", sind die Phantasien über Tb, die im letzten Jahrhundert entstanden sind (und die sich weit bis in unseres hinein gehalten haben) ein Nachhall der mit der frühkapitalistischen Akkumulation verbundenen Verhaltensweisen. Man hat eine begrenzte Energiemenge, die in angemessener Weise verbraucht werden muß. (Im englischen Slang des 19. Jahrhunderts hieß „einen Orgasmus haben" nicht „kommen", sondern „ausgeben"). Die Energie kann wie Ersparnisse erschöpft werden, kann ausgehen oder durch rücksichtsloses Ausgeben aufgebraucht werden. Der Körper wird beginnen, sich selbst „aufzuzehren", der Patient wird „schwinden".

Die Sprache, die zur Beschreibung von Krebs verwendet wird, evoziert eine andersartige ökonomische Katastrophe: die des nichtregulierten, abnormen, zusammenhangslosen Wachstums. Der Tumor besitzt Energie, nicht der Patient; „er" ist außer Kontrolle. Krebszellen sind, wenn man der Darstellung von Lehrbüchern folgt, Zellen, die den Mechanismus, der das Wachstum „zügelt", außer Kraft gesetzt haben. (Das Wachstum normaler Zellen ist „selbstbeschränkend" und zwar dank einem Mechanismus, der „Kontaktunterdrückung" genannt wird). Als Zellen ohne Hemmungen wachsen die Krebszellen unaufhörlich und überwuchern einander in „chaotischer" Weise, zerstören dabei die normalen Zellen des Körpers, seine Architektur und seine Funktionen.

Der Frühkapitalismus geht von der Notwendigkeit geregelten Ausgebens, Sparens, Haushaltens, von Disziplin aus - eine Ökonomie, die auf der rationalen Beschränkung der Begierde beruht. Tb wird in Bildern beschrieben, die das negative Verhalten des *homo eroticus* des 19. Jahrhunderts zusammenfassen: Auszehrung; Schwinden; Verschwendung von Vitalität. Der fortgeschrittene Kapitalismus verlangt Expansion, Spekulation, die Schaffung neuer Bedürfnisse (das Problem der Befriedigung und Nichtbefriedigung), den Kauf von Kredit, Mobilität - eine Ökonomie, die auf der irrationalen Ungeduld der Begierde beruht. Krebs wird in Bildern beschrieben, die das negative Verhalten des *homo economicus* des 20. Jahrhunderts zusammenfassen: abnormes Wachstum; Energieunterdrückung, d.h. Weigerung, zu konsumieren oder auszugeben.

Tb wurde wie Wahnsinn als eine Form von Einseitigkeit aufgefaßt: ein Versagen des Willens oder eine Überintensität. So sehr die Krankheit auch gefürchtet wurde, Tb besaß stets Pathos. Wie der geistesgestörte Patient heute, so galt der Tuberkulosekranke als jemand, der im Kern verletzlich war und voller selbstzerstörerischer Launen. Die Ärzte des 19. und 20. Jahrhunderts waren darum bemüht, ihren Tuberkulosepatienten gut zuzureden, um sie dadurch wieder gesund zu machen. Ihr Rezept war das gleiche wie das aufgeklärte, das heute den geistesgestörten Patienten verschrieben wird: eine heitere Umgebung, Fernhalten vom Streß und von der Familie, gesunde Kost, Bewegung, Ruhe.

Das Krebsverständnis stützt ganz andere, zugegebenermaßen brutale Auffassungen von Behandlung. (Ein üblicher Scherz in Krebskrankenhäusern, den man von Ärzten ebenso oft hören kann wie von Patienten, lautet: „Die Behandlung ist schlimmer als die Krankheit.") Davon, daß der Patient verzärtelt werden könnte, kann keine Rede sein. Wenn man einmal davon ausgeht, daß der Körper des Patienten von einem Angriff (einer „Invasion") bedroht wird, kann die einzige Behandlung nur in einem Gegenangriff bestehen.

Die kontrollierenden Metaphern in den Beschreibungen von Krebs sind tatsächlich nicht der Ökonomie entlehnt, sondern der Sprache der Kriegsführung: Jeder Arzt und jeder bemühte Patient ist mit dieser militärischen Terminologie vertraut, wenn nicht schon dagegen abgestumpft. So vervielfachen Krebszellen sich nicht einfach, sie sind „invasorisch". („Bösartige Tumore sind selbst dann invasorisch, wenn sie sehr langsam wachsen", wie ein Lehrbuch es darstellt). Krebszellen bilden von dem ursprünglichen Tumor aus in entfernten Gegenden des Körpers „Kolonien", indem sie zunächst winzige Stützpunkte („Mikrometastasen") gründen, deren Gegenwart angenommen wird, obgleich sie nicht entdeckt werden können. Selten sind die „Abwehrkräfte" des Körpers stark genug, um einen Tumor des Körpers auszuräumen, der sich eine eigene Blutversorgung eingerichtet hat und aus Billionen destruktiver Zellen besteht. Wie „radikal" der chirurgische Eingriff sein mag, wieviel „Radarbilder" von der Körperland-

schaft auch hergestellt werden mögen, zu einem Stillstand kommt es meistens nur vorübergehend; die normale Aussicht ist, daß die „Geschwulstinvasion" andauern wird oder daß versprengte Zellen sich allmählich neu gruppieren und einen weiteren Angriff auf den Organismus aufbauen.

Die Behandlung hat ebenfalls einen militärischen Beigeschmack. Die Strahlentherapie benutzt die Metaphern des Luftkriegs; die Patienten werden mit toxischen Strahlen „beschossen", und die Chemotherapie ist chemische Kriegführung, bei der Gifte eingesetzt werden. (5) Die Behandlung zielt darauf ab, die Krebszellen zu „töten" (ohne, so hofft man, den Patienten umzubringen). Unerfreuliche Nebeneffekte der Behandlung werden angekündigt, wirklich mehr als angekündigt. (Die „Qual der Chemotherapie" ist eine stehende Redensart.) Es läßt sich unmöglich vermeiden, daß gesunde Zellen beschädigt oder zerstört werden (tatsächlich können einige Methoden, die zur Krebsbehandlung eingesetzt werden, Krebs verursachen), doch steht man auf dem Standpunkt, daß nahezu jeglicher Körperschaden gerechtfertigt ist, wenn nur das Leben des Patienten gerettet wird. Oft funktioniert das natürlich nicht. (Wie etwa in dem Falle: „Wir mußten Ben Suc zerstören, um es zu retten,") Es gibt alles, nur keine Verlustlisten.

Die militärische Metapher kam in der Medizin in den 1880er Jahren zum ersten Mal in allgemeinen Gebrauch, als man anfing, die Bakterien als Krankheitserreger zu identifizieren. Von den Bakterien hieß es, sie seien „Invasoren" oder „sickerten ein". Die Rede von Belagerung und Krieg, wenn es sich um die Beschreibung einer Krankheit handelt, hat heute beim Krebs eine auffallende Wörtlichkeit und Autorität. Nicht nur, daß der klinische Krankheitsverlauf und seine medizinische Behandlung auf diese Weise beschrieben werden, die Krankheit selbst stellt man sich als den Feind vor, gegen den die Gesellschaft Krieg führt. Vor kurzem noch hörte der Kampf gegen den Krebs sich nach einem Kolonialkrieg an - mit vergleichbar großen Aufwendungen an Regierungsgeldern -, und in einer Dekade, wo Kolonialkriege nicht allzu gut verlaufen sind, scheint diese militarisierte Rhetorik nach hinten loszugehen. Der Pessimismus unter den Ärzten über die Wirksamkeit der Behandlung wächst trotz der spürbaren Fortschritte auf dem Gebiet der Chemotherapie und der Immuntherapie, die seit 1970 gemacht worden sind. Berichterstatter, die für „den Krieg gegen den Krebs" zuständig sind, mahnen das Publikum häufig, zwischen offiziellen Fiktionen und harten Fakten zu unterscheiden; vor ein paar Jahren fand ein wissenschaftlicher Autor, daß die Verlautbarungen der American Cancer Society, Krebs sei heilbar und Fortschritte seien erzielt worden, an den „Vietnamoptimismus vor der Sintflut" erinnerten. Es ist jedoch eine Sache, daß man skeptisch in bezug auf die Rhetorik ist, die Krebs umgibt, und eine andere, daß man den vielen uninformierten Ärzten, die darauf bestehen, daß kein ernstzunehmender Fortschritt hinsichtlich der Behandlung gemacht worden und Krebs letztlich nicht heilbar sei, zu Hilfe kommt. Die abgedroschenen Redensarten des amerikanischen Krebs-Establishments, das unermüdlich den unmittelbar bevorstehenden Sieg über den Krebs bejubelt, und der professionelle Pessimismus einer großen Zahl von Krebsspezialisten, die wie kriegsmüde Offiziere sprechen, die in einem nicht endenwollenden Kolonialkrieg versackt sind - sie bilden das Zwillingspaar der Verzerrungen innerhalb dieser militärischen Rhetorik in bezug auf Krebs.

Weitere Verzerrungen ergeben sich mit der Ausweitung der Krebsbilder zu grandioseren Entwürfen der Kriegsführung. Wie man sich Tb als die Vergeistigung des Bewußtseins vorstellte, so wird Krebs als die Überwältigung oder Auslöschung des Bewußtseins (durch ein bewußtloses Es) verstanden. Bei Tb zehrt man sich selbst auf, dringt man verfeinert, wie man ist, zum wahren Kern, zum wahren Selbst vor. Bei Krebs vervielfältigen sich nicht-intelligente („primitive", „embryonale", „atavistische") Zellen, und man wird durch das Nicht-Selbst ersetzt. Immunologen klassifizieren die Krebszellen des Körpers als „Nicht-Selbst".

Es ist nicht unwichtig, darauf hinzuweisen, daß Reich, der mehr als irgend jemand sonst dafür getan hat, die psychologische Krebstheorie zu verbreiten, ebenfalls etwas gefunden hat, das in der Biosphäre ein Äquivalent von Krebs darstellt: „Es gibt eine tödliche Orgonenergie. Sie ist in der Atmosphäre. Man kann sie mit Hilfe solcher Geräte wie dem Geigerzähler nachweisen. Es ist eine sumpfige Eigenschaft . . . Stagnierendes, tödliches Wasser, das nicht fließt, sich nicht verwandelt. Auch der Krebs ist auf die Stagnation des Stroms der Lebensenergie im Organismus zurückzuführen." Reichs Sprache hat ihre eigene unnachahmliche Kohärenz. Und mehr und mehr - in dem Maße, wie seine metaphorischen Verwendungen an Glaubwürdigkeit gewinnen -, wird von Krebs angenommen, daß er das sei, was Reich von ihm dachte: eine kosmische Krankheit, Emblem sämtlicher destruktiven, fremden Mächte, die der Organismus beherbergt.

Wie Tb die Krankheit des kranken Selbst war, so ist Krebs die Krankheit des Anderen. Krebs entwickelt sich anhand eines Science Fiction Szenarios: eine Invasion von „fremden" oder „mutanten" Zellen, die stärker sind als normale Zellen *(Invasion of the Body Snatchers, The Incredible Shrinking Man, The Blob, The Thing).* Ein Standard-Motiv der Science fiction ist die Mutation, d.h. entweder kommen Mutanten aus dem Weltraum, oder es geschehen zufällige Mutationen unter den Menschenwesen. Krebs könnte als eine triumphale Mutation beschrieben werden, und Mutation ist heute hauptsächlich ein Bild für Krebs. Als eine Theorie der psychologischen Genese von Krebs ist das Reichsche Bild von der Energie, die gehemmt wird und nicht nach außen dringen darf, sich dann gegen sich selbst wendet und Zellen wild werden läßt, bereits Stoff der Science Fiction. Und Reichs Bild vom Tod in der Luft - von der tödlichen Energie, die sich auf einem Geigerzähler niederschlägt vermittelt eine Ahnung davon, wie sehr die Science Fiction Bilder in bezug auf Krebs (eine Krankheit, die von tödlichen Strahlungen herrührt und durch tödliche Strahlen behandelt wird) ein Widerhall des kol-

lektiven Alptraums sind. Die ursprüngliche Angst vor dem Ausgeliefertsein an atomare Strahlungen bezog sich auf genetische Deformationen bei der nächsten Generation; sie wurde durch eine andere Angst abgelöst, als die Statistiken zu zeigen begannen, um wie vieles höher die Krebsraten bei Überlebenden von Hiroshima und Nagasaki und deren Nachkommen sind.

Krebs ist eine Metapher für das, was in hemmungsloser Weise energiegeladen ist; und diese Energien stellen die schlimmste Kränkung der natürlichen Ordnung dar. In einer Science Fiction Erzählung von Tommaso Landolfi heißt das Raumschiff „Krebskönigin". (Es liegt kaum im Bereich der Tuberkulose-Metapher, daß ein Schriftsteller sich ein kühnes Schiff namens „Schwindsuchtkönigin" hätte ausdenken können.) Wenn Krebs nicht als etwas Psychologisches wegerklärt wird, als etwas, das in den Abgründen der Persönlichkeit begraben ist, wird er aufgebauscht und in eine Metapher für den größten Feind, das fernste Ziel projiziert. So war Nixons Einsatz, mit dem er es gegen Kennedys Versprechen, die Amerikaner auf den Mond zu bringen, aufnehmen wollte, passenderweise das Versprechen, den Krebs zu „erobern". Beides waren Science Fiction Wagnisse. Das Äquivalent zu der Gesetzesmaßnahme, die das Raumflugprogramm etablierte, war das National Cancer Act von 1971, das sich nicht die naheliegenden Entscheidungen vornahm, mit deren Hilfe man die Industriewirtschaft unter Kontrolle bringen könnte, die für die Verschmutzung sorgt - sondern nur das größte Ziel: die Heilung.

Tb war eine Krankheit im Dienste einer romantischen Weltanschauung. Krebs steht heute im Dienste einer simplifizierten Weltsicht, die paranoisch werden kann. Die Krankheit wird oft als eine Form dämonischer Besessenheit erfahren - Tumore sind „bösartig" oder „gutartig" wie Kräfte -, und viele erschreckte Krebspatienten fühlen sich gehalten, Wunderdoktoren aufzusuchen, um sich exorzieren zu lassen. Die organisierte Unterstützung gefährlicher Geheimmittel wie Lactrile kommt in der Hauptsache von rechtsextremen Gruppen, für deren paranoische Politik die Phantasie von einem Wunderheilmittel gegen Krebs im Verein mit dem Glauben an Ufos eine dienliche Ergänzung ist. (Die John Birch Society vertreibt einen 45-Minuten Film mit dem Titel *Welt ohne Krebs*.) Für die etwas Anspruchsvolleren bedeutet Krebs den Aufstand der zerstörten Ökosphäre: Die Natur nimmt Rache an einer verderbten, technokratischen Welt. Fälsche Hoffnungen und vereinfachte Befürchtungen werden durch grobe Statistiken hervorgerufen, die man der allgemeinen Öffentlichkeit unterbreitet, etwa die, daß 90% aller Krebserkrankungen „durch die Umwelt" verursacht werden, oder daß eine unvernünftige Kost und das Rauchen allein für 75% aller Krebstode zuständig seien. Zur Untermauerung dieses Zahlenspiels (es ist schwer, sich irgend etwas vorzustellen, das eine Statistik über „alle Krebskranken" oder „alle Krebstode" rechtfertigen könnte) hat sich eine wachsende Anzahl von Produkten, die für uns selbstverständlich sind, als krebsverursachend herausgestellt: Zigaretten, Haarfärbemittel, Speck, Sacharin, hormongefüttertes Geflügel, Pestizide, schwefelarme Kohle, Röntgenstrahlen verursachen Krebs (die Behandlung, die zur Heilung führten soll, tötet); dasselbe trifft auf die Ausstrahlung des Fernsehens und die Mikrowellenherde und das fluoreszierende Zifferblatt zu. Wie im Falle der Syphilis kann eine unschuldige oder triviale Handlung - oder ein Sich-Exponieren - in der Gegenwart die gräßlichsten Folgen haben, bis weit in die Zukunft hinein. Ebenso ist bekannt, daß die Krebsrate bei Arbeitern in einer großen Zahl industrieller Berufe hoch ist. Obwohl die exakten Verursachungsprozesse, die hinter der Statistik liegen, unbekannt bleiben, scheint klar zu sein, daß viele Krebsarten zu verhindern sind. Krebs ist jedoch nicht nur einfach eine Krankheit, der die industrielle Revolution den Weg bereitet hat (auch in Arkadien gab es Krebs) und gewiß mehr als die Sünde des Kapitalismus (im Rahmen ihrer eingeschränkteren industriellen Kapazitäten verursachen die Russen mehr Umweltverschmutzung als wir das tun). Die weitverbreitete übliche Ansicht von Krebs als einer Krankheit der industriellen Zivilisation ist wissenschaftlich ebenso unvernünftig wie die rechtsextreme Phantasie von einer „Welt ohne Krebs" (von einer Welt ohne Subversive). Beide beruhen auf der irrigen Meinung, daß Krebs eine entschieden „moderne" Krankheit sei.

Die mittelalterliche Erfahrung der Pest war fest an Anschauungen von der sittlichen Verunreinigung geknüpft, und die Menschen hielten unvermeidlich nach einem Sündenbock Ausschau, der außerhalb der geplagten Gemeinschaft stand. (Im von der Pest heimgesuchten Europa der Jahre 1347 - 48 fanden überall Judenmassaker in bis dahin unbekanntem Ausmaß statt und hörten dann sofort wieder auf, als die Pest zurückging.)

Bei den modernen Krankheiten läßt sich der Sündenbock nicht so einfach vom Patienten trennen. So sehr diese Krankheiten aber individualisieren, sie übernehmen doch einige der Metaphern für epidemische Krankheiten. (Krankheiten, die als einfach epidemisch verstanden werden, sind als Methaphern weniger gebräuchlich geworden, wie die nahezu totale historische Amnesie bezeugt, was die Influenzaepidemie von 1918 - 19 betrifft, bei der mehr Menschen starben als in den vier Jahren des Ersten Weltkriegs.) Gegenwärtig ist es ebenso sehr ein Klischee zu sagen, Krebs sei durch „Umwelteinflüsse" verursacht, wie es ein Klischee war - und noch ist - zu sagen, er werde durch fehlgeleitete Emotionen verursacht. Tb wurde mit Verschmutzung assoziert (Florence Nightingale dachte, „sie (werde) durch die üble Luft in den Häusern induziert"), und Krebs gilt heute als Krankheit infolge der Vergiftung der ganzen Welt. Tb war die „weiße Pest". Mit dem Gewahrwerden der Umweltverschmutzung begannen die Menschen zu sagen, daß es eine „Epidemie" oder „Pest" namens Krebs gebe.

(1) So wurde eine Untersuchung von Dr. Caroline Bedell Thomas von der John Hopkins University School of Medicine kürzlich in einem Zeitungsartikel („Kann Ihre Persönlichkeit Sie umbringen?")

folgendermaßen zusammengefaßt: „Kurz gesagt, Krebsopfer sind Menschen, die auf kleiner Flamme leben, die selten die Beute von Gefühlsausbrüchen werden. Sie haben die Empfindung, von ihren Eltern getrennt zu sein, die noch aus der Kindheit datiert. Dr. Claus und Dr. Marjorie Bahnson am Eastern Pennsylvania Psychiatric Institute haben „eine Persönlichkeitsstruktur herausgearbeitet, die durch die Verleugnung von Feindseligkeit, durch Depressionen und die Erinnerung an mangelnde Gefühlszuwendung in der Kindheit" und „die Schwierigkeit, enge Beziehungen aufrecht zu erhalten" gekennzeichnet ist. Dr. O. Carl Simonton, ein Radiologe in Fort Worth, Texas, der seine Patienten sowohl mit Bestrahlungen als auch psychotherapeutisch behandelt, beschreibt die Krebspersönlichkeit als jemanden, mit „einer starken Neigung zum Selbstmitleid und der auffällig unzulänglichen Fähigkeit, bedeutungsvolle Beziehungen einzugehen und aufrecht zu erhalten". Lawrence LeShan, ein New Yorker Psychologe und Psychotherapeut (*You can Fight for Your Life: Emotional Factors in the Causation of Cancer*, 1977) behauptet, es gebe „einen allgemeinen Typus von Persönlichkeitskonfiguration unter der Mehrzahl der Krebspatienten" und eine Weltsicht, die den Krebspatienten gemeinsam ist und „die aus der Zeit vor der Krebsentwicklung stammt." Er teilt „die zugrunde liegende Gefühlsstruktur des Krebspatienten" in drei Abschnitte: „eine Kindheit oder Jugend, die durch Einsamkeitsgefühle charakterisiert ist", den Verlust der „bedeutungsvollen Beziehung", die man im Erwachsenenalter gefunden hat und die daraus folgende „Überzeugung, daß das Leben nun hoffnungslos ist". „Der Krebspatient", schreibt LeShan, „ist in fast unabänderlicher Weise voller Verachtung seiner selbst, seiner Fähigkeiten und Möglichkeiten". Krebspatienten sind „gefühlsleer und ermangeln des Selbstgefühls".

(2) „Ständig viel Aufregung und anstrengende Arbeit" ist eine Bemerkung, die in vielen der kurzen Fallgeschichten in Herbert Snows *Clinical Notes on Cancer* (1883) vorkommt. Snow war Chirurg am Krebskrankenhaus in London, und die meisten Patienten, die er zu Gesicht bekam, waren arm. Eine typische Beobachtung: „Von 140 Fällen von Brustkrebs gaben 103 eine Schilderung vorangegangener geistiger Strapazen, harter Arbeit oder einer anderen entkräftenden Tätigkeit. Von 187 Fällen von Unterleibskrebs wiesen 91 eine ähnliche Geschichte vor." Ärzte, die Patienten mit einer angenehmeren Lebensweise hatten, machten andere Beobachtungen. G. von Schmitt, der Arzt, der Alexandre Dumas wegen Krebs behandelt hatte, veröffentlichte 1871 ein Buch über Krebs, worin er die „absorbierende und zudem im Sitzen auszuführende Studientätigkeit und andere Beschäftigungen dieser Art, die fieberhafte und angstbegleitete Aufregung des öffentlichen Lebens, die Nöte des Ehrgeizes, häufige Wutanfälle und heftigen Kummer" als die „Hauptursachen" der Krankheit anführte. Zitiert in Samuel J. Kowal, M.D., „Emotions as a Cause of Cancer: 18th and 19th Century Contributions", in: *Review of Psychoanalysis,* 42,3 (Juli 1955).

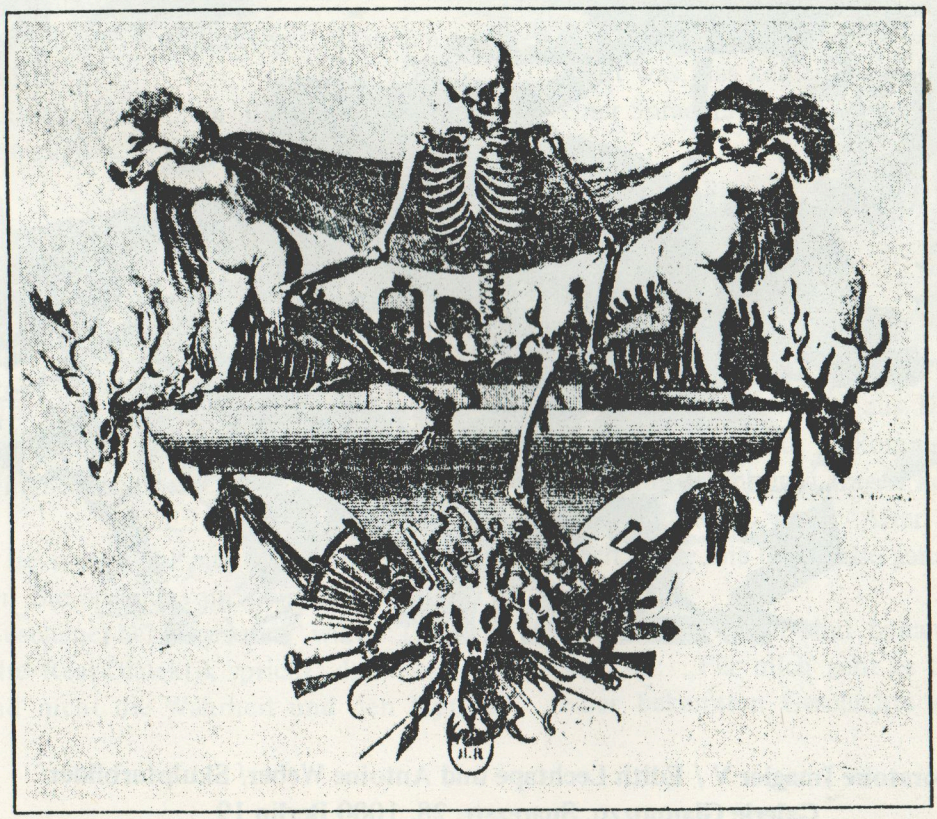
(3) August Flint und William H. Welch, *The Priciples and Practice of Medicine* (5. Auflage 1881), zitiert bei René und Jean Dubos, *The White Plague* (1952).

(4) Eine frühe Äußerung dieser Anschauung, die sich heute so sehr in der Defensive befindet, gibt es in Samuel Butlers *Erewhon* (1872). Butlers Methode, klar zu machen, daß Kriminalität wie Tb eine Krankheit sei, die weder erblich noch Ergebnis einer ungesunden Umgebung ist, bestand darin, die Absurdität einer Verurteilung der Kranken vor Augen zu halten. In Erewhon werden diejenigen, die gemordet oder gestohlen haben, verständnisvoll als kranke Menschen behandelt, während die Tuberkulose als Verbrechen bestraft wird.

(5) Medikamente vom Typ Stickstofflost (sogenannte alkylierende Reagenzien) - wie Cyclophosphamid (Cytoxan) - waren die erste Generation von Krebsmedikamenten. Ihre Anwendung - erst bei Leukämie (die durch eine exzessive Produktion unreifer weißer Zellen gekennzeichnet ist), dann bei anderen Krebsformen - empfahl sich infolge eines versehentlichen Experiments mit der chemischen Waffe gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, als ein amerikanisches Schiff, das mit Stickstofflost beladen war, im Hafen von Neapel in die Luft ging und viele der Seeleute eher an ihrer tödlich niedrigen Leukozyten- und Trombozytenzahl starben (d.h. an Knochenmarkvergiftung) als an Verbrennungen oder an der Einnahme von Seewasser.
Chemotherapie und Waffenkunde scheinen zusammen zu gehen, und sei es nur als Phantasie. Der erste moderne chemotherapeutische Erfolg betraf die Syphilis: 1910 führte Paul Ehrlich ein Arsen-Derivat, Arsphenamin (Salvarsan) ein, das man „die magische Kugel" nannte.

Susan Sontag

Aus: Susan Sontag, Krankheit als Metapher. Aus dem Amerikanischen von Karin Kersten und Caroline Neubaur. Das Buch wird am 10. Oktober im Carl Hanser Verlag erscheinen.



Laboratoire Imagier V / Edith Lechtape und Antoine Weber/ Skulpturbilder
Galerie Giannozzo, Suarezstr. 28, 1000 Berlin 19
3. November - 2. Dezember

Edith Lechtape

Der folgende Text konzentriert sich bewußt auf Edith Lechtape, d.h. hauptsächlich auf ihren Anteil an der Arbeit mit Antoine Weber.
Die Arbeit der/über Darstellung ist die Edith Lechtapes. Die Aufnahmen sind von Antoine Weber.

Darstellung: Edith Lechtape
Photo-Graphie: Edith Lechtape und Antoine Weber *

Edith Lechtape arbeitet gleichzeitig an ihrem Gesicht und an dessen Darstellung, ausgehend von drei Hauptelementen: Nase, Mund, Augen. Die Herstellung durchläuft verschiedene Stadien:

- mechanische Deformation ihrer Gesichtszüge mithilfe ihrer Hände, ihrer Zunge, ihrer Gesichtsmuskeln, erste Etappe der Monsterfabrikation.
- Aufnahmen aus der größten Nähe, die ein normales Objektiv zuläßt, von Antoine Weber.
- Zerschneiden, Zerreißen dieser Bilder.
- Zusammenfügen auf einer groben Kopfform.
- Hinzufügen von unregelmäßigen und zufälligen Elementen (Lappen, Hanf, Wollfäden, Schmuckstücke, Plastiktütenfetzen)
- Photografien von verschiedenen Arbeitsstadien und aus verschiedenen Blickwinkeln, aber niemals von hinten.
- Mehrfache Belichtung der Negative (in den meisten Fällen)
- Entwicklung des letzten Bildes in der Weise, daß perspektivische Effekte vermieden werden.

Bemerkenswerterweise ist es die Arbeit am Bild, die das Entsetzen gebiert. Es ist das Foto, das entsetzlich ist, und nicht das Original, das sich damit begnügt, ein monströses Artefakt zu sein.

Diese Fotos sind übrigens keine Photographien, sondern Einschreibungen des Entsetzens - Wagnisse - die in keiner Sprache einen Namen haben.

Sie stellt sie manchmal aus und zwingt sich, sie anzusehen. Sie spricht vom „wirklichen Effekt" der „im Zuschauer hervorgerufen" würde: Diskurs, der die alte Real-Dialektik spricht: das Wirkliche zeigen und nicht die Wahrheit und den Mythos sprechen. Schrecken durch das Bild, Gestus, in dem sich das brechtsche und nachfolgende Theater erschöpft beim Machen des Unmöglichen. Und so sind die Arbeiten von E.L. also Schauspiele.

Aber es gibt in diesen Visionen der Medusa tatsächlich Wirkliches: das, was ist, ohne das Wissen E.Ls., wie auch des unseren: der REST unmöglich zu reduzieren, zu beseitigen. Ein Etwas des Angesichts, das E.L. destruiert/reproduziert; und die unvollendete Destruktion reproduziert sich notwendigerweise als solche, aufgrund ihrer Unvollendetheit. Es geht also ums ins Auge fassen, aber wen, oder was? Wovon irgendeiner sagen würde: niemand; niemand ist hier ins Auge gefaßt, für diejenigen, die die Dinge mit einem ein-deutigen Auge sehen.

Zum Tode Henriettes von England sagte Bossuet in Form einer Leichenrede: „Der Tod hinterläßt uns nicht genügend Körper, der Raum beanspruchen könnte, man sieht nur noch Gräber, die eine Art von Gesicht zeigen. Unser Fleisch verändert sehr schnell seine Beschaffenheit. Unser Körper nimmt einen anderen Namen an; selbst derjenige einer Leiche bleibt ihm nicht lange, weil er, wie Tertullian sagt, uns immer noch ein irgendwie menschliches Gesicht zeigt, er wird ein ich weiß nicht was, das keinen Namen mehr hat in irgendeiner Sprache."

Ihren Tod produziert E.L. zu Darstellungen. Sie spielt die Rolle der Leiche. Sie sagt: „Wie kann man leben?"

Sie zeigt sich als genau das: ein „ich weiß nicht was, das keinen Namen hat in irgendeiner Sprache." Sie stellt sich unnennbar aus. Diese Bilder, in denen menschliche Stücke vorkommen, gehen auf keine Identität zurück und tragen keinerlei Zeichen der Identifikation: weder Alter, noch Geschlecht, noch Rasse. Sie bleibt also ganz unbenannt.

Aber alle Frauen sind benannt. Diesen Frauen sagt sie: „Für mich geht es um die Umkehrung einer bekannten Geschichte der Darstellung der

Frau, ihres Bildes, ihres Gesichts, um dort die Gewalt einzuschreiben, die sie mehr denn je markiert."

Dieser Diskurs gibt zu verstehen, daß gleichzeitig zwei Operationen ausgeführt wären: Das versteckte Gesicht (Bild) DER Frau wäre enthüllt und ihre historische Entstellung denunziert. So würde sie von DER Frau das zeigen, was niemals gesehen wurde, was unmöglich zu sehen ist, ihre Kehrseite, die ein wirkliches Anderes wäre. Neue Darstellungen DER Frau, die die Vorstellung der Nachgeborenen (Jeune née) wäre, durch eine DIE Frau. So würde sie die Gewalt unterstreichen, die der Darstellung der Frau angetan ist, sie würde die Vergewaltigung des Bildes ins Bild selbst einschreiben.

Aber die Bilder lassen weder das eine noch das andere sehen. Die Nachgeborene ist abwesend, man sieht nur anthropomorphe Stücke, die nicht einmal Stücke von *einer* Frau sein können.

Es zeigen sich nur die Abgründe einer Spezies: der Spezies Mensch. Das Geschlecht dieser Abgründe bleibt unsichtbar.

Der Grund dafür ist vielleicht der, daß eine Frau als solche nur an gewissen Orten vorkommt, die übrigens auf ihre mütterliche Funktion hinweisen. Der Talmud zeigt, daß die Frau der Seite Adams entnommen wurde, und zwar genau deswegen, weil die Seite der einzige Teil des Körpers von Adam wäre, der, weil unbestimmt, erlauben würde, jemanden radikal anders zu machen. Ein anderer Grund wäre der, daß es weder Frauen noch Männer gibt, da Gott sie „einen Mann und eine Frau" geschaffen hat, und daß die koordinative Konjunktion „und" die Unterschiedslosigkeit der Geschlechter markiert, die Inexistenz des Starken und des Schwachen. Und was die Gewalt betrifft, so ließe sich denken, daß alles das, was sie einschreibt, sie nicht nur als Bild vor den Augen entstehen läßt, sondern sie auch zeigt, den gewaltsamen Gestus vollendend, der die Bilder markiert, nachdem er den Körper markiert hat. Das Bild des Schreckens ist der Schrecken durch das Bild.

Lieben Sie das? fragt E.L. Je nachdem wäre die Antwort: ja, weil es entsetzlich ist, oder: nein, weil es zu entsetzlich ist. Das Entsetzen ist dasjenige vor einem Mord, vor dem sicheren Mord durch das Bild im Begriff seiner Dekomposition. Der Genuß, der gleich daneben ist, ist derjenige der Überschreitung des biblischen Verbots. Die ganze Welt vergnügt sich damit: und das ist nichts anderes als der Grund, warum es Bilder von Kadavern gibt, und Kadaver, um Bilder zu machen (köstliche Kadaver). Das Entsetzen ist auch dasjenige, sich bedroht zu sehen, denn ein Schrecken durch das Bild ist ein Schrecken, der wirkt, auch auf denjenigen, der (sich) betrachtet. Der Totenschein kann dem Tod vorausgehen. E.L., die den Tod offenbart, weiß es, da sie bemerkt, daß man ihre Bilder des Todes flieht. Aber man kann immer auf der Flucht innehalten, um zu genießen und im übrigen entsteht Genuß nur so.

Diese Morde der Anderen sind aber Fiktionen der Geschichte, der jüngsten Geschichte, sogar der Geschichte E.Ls., einer Deutschen, die älter als 50 ist. Die Bilder dieser Morde sind vielleicht geblieben und treiben in der deutschen Luft, wie in der Sage das erstarrte Schlachtgebrüll in der isländischen Luft.

Dieses Wirkliche, das sich im imaginären Netz verfangen hat, ohne das Wissen E.Ls., ist dasjenige von vollendeten Morden.

Nun also fragt sich Edith Lechtape, wie sie Deutsche sein kann und begeht 1978 folgendes: eine Darstellung des Schreckens, hier, deutsch. Während gleichzeitig Leni Riefenstahl, die sich nicht einmal fragt, wie man nicht deutsch sein kann, die glücklich darüber ist, deutsch zu sein, nämlich auf der Seite der Sieger zu sein: zur triumphierenden Rasse zu gehören, Leni Riefenstahl also errichtet ein anderes aber immergleiches Totem-zum-Genießen: Das Bild des Nuba, schwarz und schön, ölig und blutend, „mit großem und gutgeformtem Schädel, mit muskulösem Körper, mit Narben geschmückt" (schwärmt sogar Susan Sontag, eine linke Journalistin, die versucht, Leni Riefenstahl eines Nazismus wegen zu beschämen, den sie genauer gesagt, GENIESST).

E.L. verneint, weist zurück, verweigert, drängt zurück, bestreitet, PROTESTIERT GEGEN die deutsche Schönheit. Eine Schönheit, die alle kritischen Ästhetiken zum Platzen bringt, und die sich selber

als biologisches, ontogenetisches und phylogenetisches Charakteristikum der besseren Rasse definiert, der Rasse nämlich, die am besten überleben kann: die Nubas von Kau zum Beispiel. Schönheit ohne Tiefe, ohne irgendeinen Zweifel, weil nämlich eine Schönheit, unerschütterlich ihre Funktion zur Schau stellt: die eines Stimulus zur Reproduktion: der sozialen wie der sexuellen. E.L. möchte ohne Zweifel das nicht mehr sehen, was für sie und für jeden Zuschauer, den Zuschauer per definitionem (derjenige, der seine (Spezies) spezifischen Formen überprüft), die Möglichkeit zum Genuß bedeutet: Die schöne Rasse, deren Reproduktion man sich glühend wünscht, mit der man sich zu reproduzieren wünscht. Schöne deutsche Kuh, von Zeus gewählt, mit großen Flanken, kleinen goldenen Hufen, feuchten Augen, mit dem langen Hals. Schöne amerikanische Kuh, schöne Negerkuh. Zu dieser Schönheit von Propaganda und Propagation (Fortpflanzung) gesellt sich, ohne Widerstand, ihre Inszenierung. Dramaturgie, Szenographie, Dekors, Beleuchtung, Öle und Masken und Schminke und Tätowierungen, die das Objekt unserer Wünsche wieder-markiert, wieder-holen, wieder-scheinen, offenbaren. Dieses wird dadurch erhöht, verdoppelt oder gar erst kreiert. Doch tut dies dieser Genese der spezifischen Schönheit in keiner Weise Abbruch, die sehr wohl weiß, daß Gott tot ist, und daß es also keine Natur gibt, und daß es darum geht, die Spezies zu schaffen, wozu alle genetischen als auch extragenetischen Kanäle recht sind. 1975 meinte Sir Peter Medawar: „das exo-genetische Erbe: die Informationsübermittlung durch nicht genetische Kanäle ist für die Menschheit, für ihren biologischen Erfolg wichtiger geworden, als alles, was von der DNS programmiert werden kann . . ."

Diese Schönheit hat L.R. gemacht, möchte E.L. zerstören, loswerden. Und das bringt sie schließlich dazu, sich nicht mehr sehen zu können. Sie zerfetzt ihr Gesicht, als ob es von deutscher Schönheit überzogen wäre und produziert in einem langen Verfahren ein Monster, das sie sich biologisch wünscht; und dessen Bilder sie anschließend verteilt.

Sie, die arisch genannt werden könnte, zerreißt sich/verschleiert sich das Gesicht. Und dieses Gesicht, dem sie nicht ins Gesicht sehen kann, weil es diejenigen versteinert, die es nicht zum Genuß bringt, oder die nicht genießen wollen, weil sie *wissen*, wie der Genuß entsteht, dieses Gesicht kann sie in Wahrheit nicht loswerden. Es klebt ihr auf der Haut, wahrscheinlich weil es *ihre* Haut ist. Sie könnte es an Riefenstahl verkaufen, die diese Geschichte zweifellos bewunderungswürdig zu einem Ende bringen würde, mit einem SEHR SCHÖNEN Foto, betitelt „Ende einer Deutschen"?

Ausstellungen von
Edith Lechtape und Antoine Weber:
Laboratoire Imagier I 1974 in Baden-Baden (Galerie Hauswedell)
Laboratoire Imagier II Januar 1978 in Strasbourg (Association Art Aujourd'hui)
Laboratoire Imagier III Mai 1978 in Colmar (Galerie Jade)
Laboratoire Imagier IV Mai 1978 in Düsseldorf (Galerie Niepel)
Laboraoire Imagier V November 1978 in Berlin (Galerie Giannozzo)

Bibliographie:

Susan Sontag: Magazine Litteraire No. 120, Januar 1977
Christian Bernard: Text des Ausstellungskatalogs Art Aujourd'hui: Dévisagez-vous (Fragmente einer Montage)
Leni Riefenstahl: Die Nuba von Kau, List 1976

*„Die jüngsten fotografischen Arbeiten von Edith Lechtape und Antoine Weber sind auf ihre Weise ebenso unbestimmbar wie unbeschreiblich. Sie entziehen sich jeder Absicht, sie zu benennen, sei es mit dem Ziel, sie irgendwo einzuordnen oder Kriterien für ihre Verurteilung zu finden. Es sind weder Fotografien noch Fotomontagen, „Rayogramme" oder „Schabographien", machen aber Anleihen bei jeder dieser Techniken und bei vielen anderen in einer nicht klassifizierbaren subtilen und instabilen Mischung, für welche man einen Namen erfinden müßte, wenn man noch an die Tugend von Benennungen glauben könnte.

Um der Beschreibung Fotografie zu entgehen, ihren Notstand zur gewohnten Wortbedeutung zu betonen, trennen Edith Lechtape und Antoine Weber die beiden Wörter wieder, die das Wort Fotografie bilden, in Photo und Graphie, das Licht von der Aufzeichnung. Denn photographieren heißt Licht aufzeichnen, mit Hilfe des Lichts zeichnen, was man oft weiß, ohne es sich eines klar zu machen. Aber dieser Bindestrich verrät nur einen im strengen Sinne grundlegenden Entwurf, der es gestattet, die Fotographie zu durchschreiten und hinter sich zu lassen, indem man sie wörtlich nimmt." (aus „Devisagez-vous" von Christian Bernard im Katalog der Ausstellung in Strasbourg 1978)

Kollektivarbeit
Nelly Cavallero
Christiane Lenoble
Nicole Walter

Übersetzung aus dem Französischen: Eva Meyer

Berechtigte Fragen

Sprecher:
lieben Sie Brahms oder haben Sie Hunger
fragen Sie sich manchmal ob
synthetische Urteile a priori möglich sind oder
wohnen Sie mit Ihrer Freundin in einer Kochstube
stehen Sie links oder rechts
wenn ja von wem
wissen Sie was Sie tun wenn man Ihnen ein Gewehr
in die Hand gibt
warum antworten Sie nicht
warum antworten Sie nicht mit drei Kreuzen
an der richtigen Stelle
wollen Sie denn kein Traumauto
keine Traumfrau
keine Traumreise gewinnen

(es klopft)

Frau B.:
herein

(es klopft)

Frau B.:
herein
Donald:
Sind Sie vielleicht Frau B.
Frau B.:
ich kaufe nichts
Donald:
mein Name ist Donald Duck
Frau B.:
ich habe nichts bestellt
Donald:
ich habe da nur ein paar Fragen
kennen Sie Anna Karenina
Frau B.:
immer diese Ausländer
Donald:
Rübezahl
Frau B.:
immer diese Studenten
Donald:
wir danken Ihnen für dieses Gespräch

(Gong)

wer nicht in 10 Sekunden die richtige Antwort weiß
kann auch nichts Richtiges gewinnen

(Gong)

Sprecher:
Herr Wetterwart wie wird das Wetter Herr Wetterwart

Wetterwart:
wie genau wollen Sie es wissen
muß ich Europas Meteorologische Anstalten anfliegen
Wetterkarten aufrollen, Zeigestäbe, Hände, Füße,
mein Sensorium zu Hilfe nehmen, genügt Ihnen die
Kenntnis der Zeitungsnachricht: an der Rückseite
eines Tiefs über dem Baltikum stößt polare Kaltluft in den
Alpen- und Donauraum vor und unbeständiges und
kaltes Wetter, befriedigt Sie mein Dafürhalten, daß
der Regen nach so langer Dürre nichts Seltenes genannt
werden kann, oder wollen wir uns an meinen Zahn-
schmerz halten der schon manches Gewitter hat kommen
lassen in diesem April
Sprecher:
und wer sind Sie
haben Sie was zu lachen
wer nicht in 10 Sekunden die richtige Antwort weiß
kann auch nichts gewinnen

(Gong)

Donald:
ich bin Donald Duck
Stimmen:
ja
wirklich
wer sagt das
und ich bin der Kaiser von
Donald:
ich bin Donald Duck
Sprecher:
warum antworten Sie nicht mit drei Kreuzen
an der richtigen Stelle
Donald:
als Dornröschen die Augen öffnete erblickte es als
erstes James Bond und wurde sehr fröhlich

(Stoppuhr, ticken, aus)

Sprecher:
und wer sind Sie
Stimmen:
Westwetter, Ostwetter, Tauwetter, die Winde und ihre
Richtungen
der Sprecher stellt seine Stimme
die Nachrichten werden ihm im Mund alt
während er redet haben die Winde ihre Richtungen
und Geschwindigkeit geändert
während sich die Geschwindigkeiten ändern
redet der Sprecher in die Richtungen der Winde
während die Winde in ihre Richtung reden
ändert der Sprecher seine Geschwindigkeit
während die Richtungen in die Winde reden
ändert die Geschwindigkeit den Sprecher
während der Sprecher die Richtung ändert

reden die Richtungen in Geschwindigkeiten

(es klopft)

Frau B.:
herein
Donald:
mein Name ist Donald Duck
Stimme:
die Fragen: Sie heißen Sie wohnen Sie sind geboren
sind nicht Fragen sondern Anschuldigungen
Stimme 2:
und die Antworten Stimmen: Fragen
Peter Berger Fragen
1930 Fragen über Fragen
in Lilienfeld und Fragen
St. 1-3:
sind Versuche einer Rechtfertigung

(Telefone klingeln)

St. 1:
flüsternd: Telefone, weiße, gelbe, schwarze und rote Telefone mit glühendheißen Drähten bei Tauwetter und sich drehendem Wind
St. 2:
Westwetter, Ostwetter, Tauwetter aber
St. 3:
einer fragt und einer antwortet
St. 1:
Sie heißen Sie wohnen Sie sind geboren
Sprecher:
wer nicht in 10 Sekunden die richtige Antwort weiß
hat alles verloren
Berger:
Peter Berger *(Ticken der* Stimmen: noch sechs
1930 *Stoppuhr* noch fünf
in Lilienfeld *aus)* noch vier
noch drei
noch zwei
noch eine

(Gong)

der berechtigte Frager: ich frage Sie also berechtigterweise
als ihr
als
verschiedene Stimmen:
Lehrer als
Arzt als
Richter als
Ihr Meinungsforscher
Ihr Vorgesetzter
Ihr Verwalter
der berechtigte Frager: Peter Berger 1930 Lilienfeld
antworten Sie mir als Hundehalter
verschiedene Stimmen:
Verkehrsteilnehmer als
als Waschmittelkonsument als
als Stichwortbringer als
als Regalbetrachter als
Kontoinhaber
Kleingartenbesitzer
d. ber. Fr.:
was macht ein chinesischer Koch in einer königlichen Küche
in wessen Auftrag untersucht 007 die Vorkommnisse im Königspalast
woher kannten Sie den gesuchten Studentenführer Rübezahl

(Telefone klingeln)

Sprecher:
wer nicht in 10 Sekunden die richtige Antwort weiß
hat alles verloren

(Gong)

Berger:
im Osten lebte einmal ein Mann, der war so fröhlich wie Einstein, so alt wie Adenauer, so emsig wie die österreichische Regierung und so gewissenhaft wie der Schah von Persien

(Läuten einer kleinen Glocke)

Sprecher:
zu spät
Berger:
ich weiß alles über Anna Karenina
Sprecher:
um 2 Sekunden zu spät

(Schulglocke)

Lehrer:
wir kommen heute zur Grundfrage zur Kernfrage und zur kinderleichten Frage
Stimmen:
die Fragestunde
die ernste Frage
die Glaubensfrage
die Zeitfrage
die Fragen über Fragen
der Frageonkel
die Onkelfrage
Lehrer:
die Vertrauensfrage
die Kabinettsfrage
die gestellte Frage
Stimmen:
die in der Luft hängende Frage
die Frage der Fortpflanzung
Lehrer:
Berger warum stehen Sie nicht gerade
warum atmen Sie nicht durch die Nase
warum haben Sie feuchte Handflächen

Berger:
die zugespitzte
die brennende
überhaupt die berechtigte Frage

(es klopft)

Sprecher:
antworten Sie mit drei Kreuzen an der richtigen Stelle
Berger:
mein Name ist Peter Berger
Sprecher:
wir brauchen einen der weiß worauf es uns ankommt
Berger:
1930 in Lilienfeld
Sprecher:
hatten Sie schon Kinder Geschlechtskrankheiten
eine politische Meinung religiöse Überzeugungen
Gelbfieber Pocken oder Sympathien für die kommunistische Partei, haben Sie falsche Zähne, Kontakte zu Minderheiten oder andere besondere Kennzeichen, die Ihr Reisepaß nicht vermerkt
wissen Sie was Sie tun wenn man Ihnen ein Gewehr in die Hand gibt

(Stoppuhr, ticken, Gong)

d.b.Frager:
Herr Duck unterschreibt folgendes Protokoll
(liest, halblaut)
als Rübezahl von seiner Nachtsitzung nach Hause kam
lag Anna Karenina in seinem Bett und soff Wodka,
wegen ihrer Sprachschwierigkeiten verständigten sie sich mit Handzeichen
am nächsten Morgen war Anna Karenina aus Rübezahls Bett verschwunden, auf einem Zettel stand das deutsche Wort
DANKE
Stimmen:
hier ist manches nicht zu erklären
hier verbergen sich Namen hinter Namen
hier verbergen sich Personen hinter Namen
verbergen und verbergern
verbergern und verärgern die Frager
St.1:
immer Ärger mit Berger
St.2:
Mensch berger dich nicht
St.3:
Berger Berger über alles
(durcheinander)
er sagt nicht was er weiß
er weiß mehr als er sagt
er sagt mehr als er weiß
er weiß was
Sprecher:
achten Sie auf Glattrasierte
die Sie bärtig kannten
achten Sie auf gelbe Fingernägel auf
kleine und schwarze Männer mit fettigen Locken und
auf solche mit Pelzjacken und Aktenmappen zu denen Aktenmappen nicht zu passen scheinen
achten Sie auf kläffende Hunde in vernachlässigten Vorstadtgärten und auf die büstenhalterlosen Mädchen die scheinbar nichts zu verbergen haben
jeder Spaziergänger ist ein Augenzeuge
jedem Spaziergänger können jederzeit berechtigte Fragen gestellt werden
Frauen St.1:
wünschen auch Sie sich pfirsichblonde Haare
marineblau auf den Lidern
zitronenfarbene Fingerkuppen
Abendrot in den Kniekehlen oder
St.2:
sind Sie denn keine Frau
sind Sie denn keine Frau von heute
sind Sie denn keine Frau von Welt
Frau B.
Sprecher:
wer nicht in 10 Sekunden die richtige Antwort weiß
macht sich verdächtig
versch. Stimmen:
wer, als Antwort auf eine berechtigte Frage
ein tiefes Loch in die Erde bohrt
ist verdächtig
wer Geldscheine verbrennt ist verdächtig
wer nichts mehr redet ist verdächtig
wer sich keine Sorgen macht um Hab und Gut
Kinder Küche Keller und Kleider-machen-Leute
ist verdächtig
wer sich auf den Boden legt oder
was er ergreifen soll statt dessen fallen läßt
ist verdächtig
wer sich auf einem öffentlichen Platz niederläßt
sich mit Benzin übergießt und anzündet
ist sehr verdächtig

(an- und abschwellende Sirene, wie von einem vorbeifahrenden Polizeiauto)

Polizeifunk:
Anton bitte kommen
Anton bitte kommen
A.:
verstanden
Pf.:
seit den frühen Morgenstunden verstellen 10.000e
geparkte Autos die Straßen ohne den geringen Verkehr
ernstlich zu behindern
A.:
verstanden
d.b.Frager:
sind Sie mit einem der Genannten verwandt
oder verschwägert

(Uhrticken)

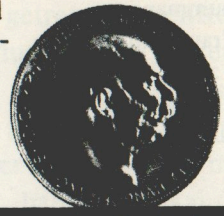
warum antworten Sie nicht

Ganz schön, so viele Leute zu kennen.

Rund 5000 sind es insgesamt, die im »Großen [redacted]« sogar mit einem Portrait gewürdigt werden — Politiker und Königinnen, Gelehrte und Künstler, Schöpfer und Zerstörer, Arme und Reiche. Aber alle prominent, bedeutungsvoll — für ihre Zeit, ihre Nachwelt und manche noch für unsere Zukunft.

Kennen Sie alle — die wenigen, für die auf dieser Seite Platz war?

Testen Sie sich, und gewinnen Sie die Goldmünze mit dem Kopf Kaiser Franz Josephs.



Unsere Preisfrage: Bei welchen sechs dieser illustren Köpfe wurden die Namen miteinander vertauscht?

Die sechs Namen bitte rechts eintragen und den Quizschein bis zum 15.12.197[illegible] an Lexikonverlag, Postfach M[illegible], senden. Alle Einsender erhalten — unabhängig vom Gewinn — das 52seitige Probeheft zum »Großen [illegible]« zugeschickt.

Es wurden vertauscht

1. die Namen von ..... und .....
2. die Namen von ..... und .....
3. die Namen von ..... und .....

Name

Straße

PLZ/Ort

25

warum antworten Sie nicht mit

warum antworten Sie nicht mit drei Kreuzen an der richtigen Stelle
Sie sind kein Traummann
Sie haben kein Traumauto
Sie haben nichts zu lachen
Sie haben feuchte Hände
Sie sind ein Kreuzeschreiber

(Pause)

und wer sind Sie

(Tanzmusik, aus)

St.:
versuchst du zu fliehen
nein wozu wie wohin
wozu wie wohin
wohin

St.: ein Wort gibt das andere
ein Wort gibt das andere
ein Wort gibt das andere

Pf.:
Anton bitte kommen
Anton bitte kommen

gibt das andere

A.:
verstanden

gibt das ein Wort
gibt das

Pf.:
dieAngerufenen antworten nicht
die Verhafteten antworten nicht
der Wetterdienst antwortet nicht
niemand weiß wer wem die Vertrauensfrage stellen soll
niemand weiß wer wem die Vertrauensfrage beantworten will

(Uhrticken)

d.b.Fr.:
wissen Sie was Sie tun wenn man Ihnen eine Waffe in die Hand gibt
wissen Sie daß Ihre Hand eine Waffe ist
wissen Sie, daß Sie eine Waffe sind
warum antworten Sie nicht
warum antworten Sie nicht wie früher

(Pause)

Herr Berger

(Pause)

Pf.:
warum fahren denn keine öffentlichen Verkehrsmittel
warum sucht denn keiner seine gewohnte Arbeitsstätte auf

(Tel. läuten)

bald mag keiner mehr die berechtigten Fragen stellen
wenn keiner wie erwartet antwortet

(läuten)

wenn sich die Gefolterten
als Antwort aus dem Fenster fallen lassen
da hört ja der Spaß bald auf
da hört sich ja alles auf

(Pause)

Anton bitte kommen
Anton bitte kommen

(Pause)

ANTON

Elfriede Gerstl

aus: Elfriede Gerstl, Berechtigte Fragen. Hörspiele. Edition Literaturproduzenten. Jugend und Volk, Wien, München (1973)

Verschobene Räume

An verschiedenen Tagen Rom-Berlin

ich gehe öfter in meine ausstellung, vor allem, weil ich wissen möchte, ob die sekretärin der galerie sich bemüht, meine arbeiten zu verkaufen. wenn schon kein großes, teures bild, so doch vielleicht das eine oder andre blatt: eine schere liegt auf der straße neben meinem morgenmantel, der sich durch den darunterfahrenden wind wölbt (ich hatte vorliebe für scheren). die person im vordergrund, die als rückenakt zu sehen ist, könnte diese szene, die aufgefüllt ist mit dem chaos meiner erinnerung, (memoria) von einem schaufenster aus beobachten.

ein jüngerer mann legt 75.- mark auf den tisch. er bekommt das bild durch ein gummiband zusammengehalten. es gibt in dieser galerie *noch* eine möglichkeit der verpackung. das zusammengerollte blatt könnte in seidenpapier geschlagen werden,

auf das mit lila farbe, sich wiederholend, fünf verschiedene blumensträuße gedruckt sind. ich denke mir, daß in den räumen, bevor darin bilder gezeigt wurden, ein blumengeschäft gewesen sein muß. heute diskutiert man in diesen räumen darüber, ob kunst kämpft oder kampflos zusieht, wie sich das proletariat den gemalten sonnenuntergang über das sofa nagelt. das beste wäre, meinen die diskutanten, die leute würden sich ihre bilder selber malen. - den campingstuhl neben dem kiosk am strand, neben der palme vor der insel. - flughafen leonardo da vinci. früher einmal ging es in diesen räumen darum, wie lange man die blumen auf eis legen kann, ohne, daß es der käufer sofort bemerkt.

ich bringe meiner freundin einen blumenstrauß: maiglöckchen, malven, flieder, mimosen, lilien, rosen nicht zu vergessen. die schöne frau stellt ihn in eine vase auf ein tischchen mit einer sechseckigen tischplatte und drei füßen. der tisch steht in einer nische. es gibt in ihrer wohnung eine nische für dieses tischchen für blumensträuße. am telefon sagt sie mir: 'der blumenstrauß ist hinüber. er sieht aus wie die schaumgummifüllung deines kopfkissens, die neben deinem kopf schmolz, weißt du noch, als du mit brennender zigarette eingeschlafen warst.'

der junge mann, der das bild von mir kauft, ich nenne ihn mal 't'; also t. treffe ich auf der straße vor der galerie. er würde, wenn er geld hätte, gerne ein zweites bild von mir erwerben, sagt er, ich lenke ab, weise auf die vielfältigen kulturellen ereignisse in dieser stadt hin. er könne karten für die no-spiele besorgen, das sei ganz einfach, sagt t.. während der pause der no-spiele erzählt mir t., daß er student sei. auch arbeite er nachmittags in einer motorradfirma, um zum stipendium noch etwas hinzuzuverdienen. 'erstaunlich,' sagt er, 'wie viele junge leute mit einem doch geringen einkommen, sich motorräder kaufen. immerhin kostet ein motorrad mit dem richtigen ton so viel wie ein auto oder gar mehr.' nach dem theater schlägt er mir vor, bei ihm zuhause noch einen kaffee zu trinken. 'ihr bild,' sagt er, 'steht in meinem zimmer an einem besonderen platz, an dem schönsten.' im flur seiner wohnung in der pestalozzistraße empfängt ihn sein alter hund, der sich freut, denke ich mir. t. bittet mich im flur zu warten, er müsse erst nach seiner mutter sehen. ich höre ihn in einem zimmer sprechen. die stimme, die ihm antwortet, klingt alt. es könnte aber auch die eines mannes sein. 'ja, es geht mir gut,' sagt die Stimme, 'ich brauche nichts mehr.' im flur stinkt es bestialisch. der dünn getretene orientteppich, der einmal den ganzen flur ausfüllte, ist zerrissen. t.'s zimmer ist voll. ich will es nicht beschreiben. es ist voll. t. zeigt mir fotografien, die freunde von ihm vom hubschrauber aus mit einer minox von manhatten gemacht haben. es kann einem dabei schwindelig werden, denke ich. ich fliege nie mehr. nie wieder flugzeugabstürze imaginieren, zerfetzt vor den alpen liegen. nicht mehr mit mikroskopischem blick die flugzeugkatastrophen in den illustrierten betrachten. zwischen den trümmern die eigene hand suchen. natürlich stürze ich, wenn ich abstürze, allein ab, während die frau, die ich am meisten liebe, an einer wissenschaftlichen arbeit schreibt. t. kommt mit dem kaffee. ob mein bild nicht einen guten platz hätte? ich sehe mich um. 'nirgendwo kann ich das bild entdecken,' bemerke ich. 'sie müssen sich statt meiner auf mein bett hier setzen' schlägt t. vor. 'von hier aus ist es gut zu sehen.' der junge mann stellt die tassen auf eine glasplatte, die als tisch dienen soll. durch die glasplatte hindurch sind dinge zu sehen, zwischen die wiederum dinge gestreut und plaziert sind. beispielsweise ein bleistiftanspitzer, wie man ihn sich heute als souvenir aus der volksrepublik china mitbringt. er reicht mir die tasse, und mein blick fällt in seine geöffnete hand, in ihr leuchten dunkelrot und violett die halbedelsteine seiner arabischen fingerringe.

zum bahnhof gehe ich, um die geliebte freundin abzuholen. sie will mich besuchen. die bahn streikt. der zug hat zwei oder auch zehn stunden verspätung. unschlüssig stehe ich vor der bahnhofshalle. schlagender lärm von den stimmen der menschen, den autos, den polizeisirenen, den kassettenrekordern. 'heut nacht nicht', Mina und immer wieder im radio 'nur du', Mina, die tochter einer engländerin und eines neapolitaners. soll ich mit dem auto nach hause fahren, oder mit dem taxi oder mit dem bus? meine hände greifen in den manteltaschen die zigarrettenschachtel, das feuerzeug und das geld. 'haben sie feuer für mich?', fragt mich ein junger mann. ich gebe ihm feuer. an seiner hand, die die zigarrette hält, steckt an dem ringfinger ein platinfarben getönter ring mit einem rubinrot leuchtendem stein. sein kleiner finger trägt einen goldenen ring mit einem facettengeschliffenen, 14

karätigen, durchsichtigen stein. ein filigranartiges gebilde, in das ein stein eingearbeitet ist von der größe einer haselnuß und dem grün eines smaragds, schmückt seinen zeigefinger. in der nächsten telefonzelle wähle ich: 00 67 633 72 57 310. der hörer wird aufgenommen. ich: 'ich stehe hier neben einer hallenkrypta, vor meiner nase ist ein vierungspfeiler, wenn ich hochschaue, blicke ich in eine lichtöffnung. hinter meinem rücken liegt der bahnhof. ich weiß, daß die rundbögen seiner seitenfront und die rundbögen auf den bildern von chirico dieselben sind. aber auch die gebäude in E.U.R. erinnern mich an die gemälde von chirico. ich denke, das hat auch etwas mit dem licht in dieser gegend zu tun. aber da ist nicht, was ich sagen will. fragen will ich, wo bist du? - ich muß hier noch einen auftrag erfüllen: es gilt, drei zeiten auf drei flächen gerinnen und zu EINER zeit werden zu lassen. keine fluchtlinie wie zum beispiel bei der ansicht eines bahnsteigs, der perspektivisch sich zum horizont hin verjüngt. an der äußersten verjüngung steht stecknadelgross eine person. der weiße tupfer ist das taschentuch, das sie hält. das meine ich nicht, sondern das auge des betrachters soll sich in die ferne richten, dann stieße es in einiger entfernung auf eine fläche, die vibriert. die schwingungen bewegten sich etwa 300 cm vor und zurück in einer unendlichen schleife. ein detail spränge haptisch hervor. es wäre jedoch in sich flach. dieser weg des auges wäre kurz. ein dritter blick hätte eine schräge aufsicht, etwa im Azimut. die gesehene strecke wäre relativ kurz, fast senkrecht. diese probleme müssen jedoch noch gelöst werden.'

solche probleme lassen sich nur künstlerisch lösen, denke ich mir, während ich mit in einer öffentlichen galerie das bild 'die irdische und die himmlische liebe' ansehe. dieses bild und die anderen kunstwerke werden von kindern, nein, es sind eher junge mädchen, bewacht. sie rücken die zu betrachtenden objekte jeweils ins richtige licht. schliessen und öffnen die vorhänge und erklären die absicht des künstlers. ich sage zu so einer wärterin, sie lehnt, bekleidet mit einer art bikini, an einer wandsäule: 'ich habe in der nächsten zeit so einiges zu erledigen. dieses unternehmen hier, überzeugt mich davon, daß ich meinen auftrag bewältigen werde.' 'na, na,' sagt sie. ich sage: 'hören sie, junge frau, z.b. diese etruskische skulptur der göttin diana mit ihrem oder einem kind, die bewegung ihrer beine, der schritt, den sie tut, diese beinhaltung ist stilisiert. kein mensch könnte so in wirklichkeit stehen oder es sähe falsch aus, wenn er so stünde. die armhaltung der plastik, die arme selbst, die das kind tragen, sehen aus, als hielten sie es für einen moment und gleichzeitig für alle ewigkeit. die bewegung des körpers ist wie eine versteinerte momentaufnahme. dagegen sitzt der kopf der göttin statisch auf ihren schultern. den augenblick einer bewegung festhalten, (wie ein gestopptes laufendes bild, nur daß dieses sehr wahrscheinlich schon nach wenigen sekunden banal würde, während hier durch intelligente stilisierung eine ewige spannung, selbst in der ausführung von steinharter terrakotta, erhalten bleibt), das konnten nur die etrusker. auch bei dieser plastik des ehepaars aus volterra vermittelt die haltung der arme und hände den eindruck von vielen übereinanderkopierten, verschiedenen, zu einer geste verschmolzenen bewegungen.'

eine mutter spricht mich an. sie meint, man müsse öfter mal in die knie gehen, um von unten nach oben zu sehen, besonders, wenn man sein kind gerne hätte, weil die dinge kleinen kindern doch viel größer erscheinen als einem ausgewachsenen menschen. ein bein der mutter könnte für das kind so groß wirken wie für die mutter ein großer baum. die junge aufpasserin mischt sich ein, das könne nicht sein, weil das kind höchstens 150 cm kleiner sei als die mutter. die mutter sagt: 'die kuppel eines gebäudes, selbst wenn sie vergoldet ist, steht für ein kind bedeutend höher, weil es, um sie zu sehen, den kopf weiter nach hinten beugen muß. die sonne am himmel ist für ein kind entfernter.' 'ja,' stimmt das mädchen zu, 'das wird auch dadurch bewiesen, daß die nasen der leute,die sich braunbrennen lassen, den meisten sonnenbrand abbekommen.' die mutter trägt ein langes gewand. es ist etwas zu lang geraten, öfter droht sie zu stolpern, wenn sie mit dem kind von einem bild zu dem anderen geht. sie beugt sich zu dem kind herunter, das sehr hungrig ist, und holt aus ihrer handtasche, die auf dem fußboden steht, ein glas aletekarottenbrei. sie versucht, das glas zu öffnen, doch es zerbricht. der orangefarbene brei mit den glasscherben dazwischen, schiebt sich auf den steinen auseinander. die mutter ergreift eine scherbe nach der anderen und versucht, aus ihnen das kleine glas

wieder zu rekonstruieren. es klebt. doch fehlen noch einige teilchen zu dem vollständigen glas. 'das ist kein gutes zeichen,' sagt sie, 'das bedeutet, daß hier noch glasstücke liegen müssen, die verletzen könnten.' sie zieht eine papierwindel aus ihrer tasche und versucht, mit ihr durch eine von außen nach innen kreisende bewegung den brei aufzusaugen. es gelingt ihr fast. nur wenig tropft noch von der windel herunter. kurz entschlossen tritt sie unter dem schutz ihres kleides die letzten reste auseinander. - ich sage zu ihr, ich würde wohl demnächst ein größeres objekt in angriff nehmen. 'das kann doch nicht jeder', meint sie. ich sage ihr, ich kenne einen brief von van gogh, in dem er seinem bruder eines seiner bilder beschreibt, ob ich ihr diesen zitieren dürfte:

'der garten daubignys: vordergrund grün und rosa gras. links ein grün und lila gebüsch und ein baumstumpf mit weißlichem laub. in der mitte ein rosenbeet, rechts ein gatter, eine mauer, und die mauer überragend ein haselnußstrauch mit violettem laub. dann eine fliederhecke, eine reihe kugelförmig geschnittener gelber linden, das haus im hintergrund, rosa, mit einem bläulichen ziegeldach. eine bank und drei stühle, eine schwarze gestalt mit gelbem hut, und im vordergrund eine schwarze katze. der himmel blaßgrün.' 'ich wußte nicht, daß das so einfach ist,' sagt die mutter.

ich muß zum fotolabor, mich blitzschnell für die geeignete farbnuance entscheiden. ein mir sehr angenehmer akt. ich passiere 'möbelhübner', 'stilemodern'. vor dem geschäft sitzt ein mann in seinem auto und zeichnet auf seinen knien den grundriß einer sitzgarnitur. auf einen sessel zeichnet er eine kleine frau. neben seinem auto parkt ein anderes auto, das armaturenbrett ist mit cyclamrotem kunstpelz bezogen. im fond liegt in der rechten und linken ecke jeweils das gleiche: runde, mit gesmocktem seidendamast bezogenen kissen in himmelblauer tönung. eine frau, ihr haar ist blond, kommt mir entgegen, die treppe herunter. sie hält an. schaut in ihre handtasche. ich bin irritiert. sie will zur tür hinaus, die ich ihr offenhalte. sie sagt 'danke' mit türkischem akzent. die kinder haben sich auf den ehemaligen trümmerfeldern vor den neuverputzten brandmauern und vor brandmauern an denen noch die kunststoffolien der verschalung aneinanderschlagen, die möbel der deutschen, die ihre wohnungen verlassen haben, aufgestellt und wohnen darin. ich gehe die treppe hinunter, im flur hatte ich noch mit meiner nachbarin gesprochen, die etwas weiter hinter mir herunterkommt. die haustür knallt zu. ein greller schrei. ich renne zurück, denke, sie ist zwischen die schwere eisentür geraten. sie ist aber die treppe hinuntergestürzt. ihr gesicht ist rot durch die zerbrochenen bierflaschen, die sie eingekauft hatte. ich bin fix und fertig.

abends will ich mit zwei freundinnen ausgehen. nach einem wunderbaren essen gehen wir in ein lesbenlokal. das lokal ist mit maigrün dekoriert, eingerichtet ist es mit einem mobiliar, wie es heute in der ddr modern ist. wir werden zuvorkommend bedient, vielleicht, weil wir eine flasche sekt bestellten. die flasche wird uns in einem kühlkübel gebracht, der aus graugrünem plastikmaterial hergestellt ist mit einem vermessingten henkel. der sekt ist warm. der behälter kühlt nicht, sondern er sitzt eng um die flasche geschlossen wie ein gummischlauch um einen gashahn. 'kannst du dich erinnern?' fragt mich die eine freundin am nächsten tag, 'wie die frauen zusammen tanzten? und wie sie mit uns sprachen: 'mit uns ist das so. viele leute, die haben ein unheimliches vorurteil gegen uns. weil es da ein paar dinger gibt, die hauen da, was wissen wir, den alten omas auf den kopf, und das sind dann wir. obwohl das spinner sind, die mit kugelschreibern namen auf ihre jacken schreiben. die rasen dann rum und machen mist und auf uns fällt es. und das ist quatsch. das haben wir nicht drauf. wenn wir was bringen, bringen wir was besseres und nicht handtaschen klauen. und mit dem vorurteil, das ist immer so. wenn wir uns mit lederjacke auf der arbeit vorstellen gehen, werden wir nie genommen. das wissen wir ganz genau. aber wir haben das auch nicht drauf, uns zu verstellen. das geht nicht. so, angenommen ich bringe jetzt eine freundin mit, mit lederjacke, alles drum und dran. da wird garnicht erst hingesehen. da sieht keiner nach dem charakter. dasmacht das aussehen. ist doch klar. vor allen dingen, was haben die denn. wir haben ja wenigstens was vom leben. wir fahren mal rüber. wir machen mal dies und mal das. wir machen feten und wir saufen auch mal reichlich, ok. und was haben sie? die kommen von der arbeit nach hause, lassen sich von muttern die hausschuhe vor das bett stellen, und dann geht es rum mit fernsehabend. ist doch nicht, sowas hät-

ten wir nie drauf. und wegen der vorurteile. sagen wir mal die lederklamotten, wissen die überhaupt, was so eine lederhose kostet, nämlich 300.- mark, wenn das man reicht und so eine jacke auch. das sind 600.- mark. so viel geben die für ihren ganzen schrank aus. das können die sich nämlich garnicht leisten.'

ich muß sie anrufen. telefonnummer: 'ich halte das nicht mehr aus. jeden mittag, wenn ich vom einkaufen nach hause komme, ich nenne das hier mal mein zuhause, steht dieser fiat 500 auf der straße neben der mauer dieses grundstücks. der fiat 500 ist immer wieder coelinblau gestrichen worden. seine oberfläche wirkt wie das relief meiner arbeit. er hat noch ein zweites relief kleiner einbuchtungen durch häufige carambolagen. jeden mittag sitzt derselbe mann darin, ißt sein mittagsbrot, das er mit wein hinunterspült. hat er zuende gegessen, liest er auch noch die zeitung. jedesmal sieht er mich an. jeden abend, wenn ich nach hause komme, sind in den geparkten autos liebespaare zu sehen. die meisten der frauen haben ihr haar blondiert. die paare lieben sich ungeniert. ich weiß, im park ist es verboten. sie nehmen keine rücksicht auf die passanten. in manchen autos sitzt die frau auf dem mann. die scheiben sind beschlagen, aber nicht beschlagen genug. außerdem werden die paare von den straßenlaternen grell beleuchtet. - ich kann mich am telefon nicht so genau über das ding äußern, aber es nimmt gestalt an. ich habe den siebenzackigen stern mit dem relief der hügel darunter aus dem fahrenden auto heraus fotografiert, damit mir niemand die kamera aus der hand reißen kann. die luftaufnahmen sind montiert. das buch ist zugeschlagen. die kunstseide ist gebügelt und verschweißt. der schuh sieht aus als wäre er jahrelang getragen worden; die dünne, ehemals eingeklebte fütterung hat sich gelöst. ich habe den richtigen moment erwischt. die folie knistert und ist spröde. das kleid ist ein zerklüfteter fels und wurde bisher kleinmaßstäbig durch subjektive generalisierung von größeren maßstäben abgeleitet. die schon selbst abstrakte darstellung gibt informationen über entfernte objekte, ohne mit diesen in direkten kontakt zu kommen. als informationsträger dienen kräftefelder wie schwerkraft und schall. was noch stört, ist das touristenpaar, das sich in diesem gebiet aufhält. problematisch erscheint mir, den unteren teil mit dem oberen zu verbinden.'

sie spricht: *'man wird immer mehr zermürbt.'* ich sage: 'was ich vor einigen monaten durchmachte und was ich überhaupt nicht mehr ertragen kann, das ist die fleischlichkeit von müttern. ich meine die alten frauen, die sich noch entschließen, kinder zu bekommen. mehr als zwei sollen es dann nicht mehr sein. man erlebt ja alles intensiver. das eine wohlernährte, niedliche kind umklammert den leib der mutter, der aufgeweichter erde gleicht. auf den armen der mutter liegt der säugling. ihm muß so oft wie möglich die aufgeschwollene brust gegeben werden. besonders gerne, wenn eine fremde anwesend ist. um diese mutter steht ein geruch von fleisch und magermilch, darüber täuscht auch die lässige frisur nicht hinweg. dann ist mir der geruch in den umkleidekabinen des schwimmbades noch lieber, obgleich ich ihn auch nur noch schwer ertragen kann. nackte frauen habe ich dort gesehen, viele, alte und junge. ich kenne inzwischen die verschiedenartigsten formen der brüste, der rücken, der beine, des geschlechts. ich weiß, daß man den herzschrittmacher unter der haut noch gut erkennen kann. donnerstags, gegen mittag, besucht eine anstaltstherapeutin mit ihren zöglingen, es sind junge mädchen, das schwimmbad. die mädchen gröhlen und sind fröhlich. sie haben schwierigkeiten, sich den badeanzug über den körper zu ziehen. auch schwierigkeiten, ihre kleidungsstücke im spind zu verschließen. die proportionen ihrer körper sind verschoben. ihre gesichter sind ohne kontrolle, sie sind ausdruck ihrer undisziplinierten seele. 'sei nicht traurig, tantchen,' sagt eines der mädchen zu mir. ein strenger geruch geht von ihnen aus. 'darf ich mal stören', unterbricht mich die telefonistin, 'ich möchte sie nur darauf hinweisen, daß es ihnen schwer fiel, ihre letzte telefonrechnung zu bezahlen.'

mit dem bus fahre ich aus der stadt hinaus. etwa eine halbe stunde wird die fahrt dauern. vorsichtig sehe ich aus den fenstern; neben mir rechts und links liegen hügel. die stadt hört auf. für wenige minuten befinde ich mich auf einer vierspurigen straße. auf einem hügel, im fokus liegt die stadt, in die ich will. ich bin bei bekannten zum abendessen eingeladen. die endstation ist auf der höhe des hügels. monströse gebäudekomplexe, kreisförmig oder quadratisch angeordnet, sind hier errichtet. die gebäude werden von riesigen säulen aus glatten weißem stein getragen. in der mitte der

konvex gerundeten häuser liegt ein mit rasen bewachsener platz, in dessen zentrum ein obelisk steht, auf dem in form eines reliefs die glückliche verbindung von kunst, wissenschaft und arbeitender bevölkerung realistisch veranschaulicht werden soll. der gebäudekreis wird symmetrisch durch vier straßen geteilt, die durch viadukte hindurch zu weiteren von säulen getragenen verwaltungsgebäuden führen. hinter mir, unter blauem himmel, liegt am ende der straße, gelblich-weiß ein monumentaler kulturpalast. jedes seiner leeren stockwerke ist mit der gleichen galerie umgeben. jeder säulenbogen hat die gleiche form. das programm der stadt ist in überdimensionalen buchstaben in den fries des kulturpalastes eingemeißelt. ein lebender vogel, kaum zu erkennen, fliegt aus einem der bögen gegen das blau. an beiden seiten ist der palast von plastiken flankiert; nackte männer, giganten, die ein pferd führen. vor mir, am ende der straße, liegt ein see. in einer villa an diesem see habe ich meine verabredung. mir fehlen zigaretten, aber in dieser stadt gibt es keine geschäfte. meine gastgeberin steht auf der terrasse. sie trägt ein weißes spitzenkleid, schwere, braune stiefel an den füßen und einen breiten, rohen ledergürtel um die taille. sie ist sehr schlank und sehr groß. ihr blondes haar ist aus der stirn herausgekämmt und wird mit einer spange zusammengehalten. neben ihr steht ihr schäferhund. die wände im salon sind größtenteils verspiegelt. palmen stehen in kübeln auf dem marmornen fußboden. sie stehen auch an den außenseiten des büffets, auf dem in schweren silbernen rahmen die fotografischen portraits ihrer familienangehörigen aufgestellt sind. sie sind übergroß. die hartbeleuchteten gesichter der männer demonstrieren erfolg. sie sind gepflegt, kultiviert und von eisiger glätte. die gesichter der oder ihrer frauen mit den exakt gezeichneten ausgenbrauen und dem genau modellierten mund zeugen ein erstarrtes selbstbewußtsein. vor den fotografen befindet sich ein sortiment von wein- und likörgläsern. auf der tafel die torten aus hummer und artischocken, aus krabben und oliven. auf einer schale liegt das rosa fleisch eines gekochten lachses, ein rinderschenkel. früchte sind arrangiert neben früchten aus porzellan. blumen schwimmen in gefäßen, in denen man sich die finger abspülen kann. die toilette ist verspiegelt. das klo und das waschbecken sind kaum zu finden. hier darf man nicht betrunken hineingeraten. die alten damen und herren unter den gästen sprechen fast alle deutsch. sie lieben die deutsche literatur. goethe und die romantiker und die deutsche musik, vor allem richard wagner. berlin und den deutschen wald. 'wir müssen hier weg,' sagt eine freundin zu mir. 'es ist nicht ungefährlich, gehen wir doch zu einem fest von einer freundin von mir. sie ist schwarze amerikanerin, hat sich aus harlem kommend, bis auf die titelseiten von vogue durchgeschlagen. dann heiratete sie einen reichen mann. heute studiert sie medizin. eine großartige frau.' - ich bin froh, daß ich eine freundin getroffen habe. im auto sagt sie zu mir: 'das eben hatte faschistische züge. vielleicht ist es sogar faschistisch. meine freundin und ich, wir haben für unseren jour fixe - eine zwar vom salon geborgte form, - neue ideen entwickelt. wenn ich wieder zuhause bin, werden wir den kommenden jour fixe auf das gelände des umweltschutzfestivals verlegen. man kann dort auf dem rasen sitzen. das ist keineswegs folkloristisch, es kommt darauf an, wer darauf sitzt. die umweltschützler backen uns in einem steinofen das brot aus mit der hand gemahlenem getreide. der brotaufstrich ist biogenetisch. den champagner dazu, den wir in milchflaschen umgefüllt haben, bringen wir selber mit. die jungen leute dort haben uns aus latten sessel gezimmert. es gibt auch hochbetten, die in den sträuchern verankert sind. es gibt eine kleine kirche, deren turm, es ist kaum zu glauben, aus gesammelten dreieckigen materialien konstruiert ist. sollte uns das wetter einen strich durch die rechnung machen, so werden wir sehen, wie hervorragend uns die energie des windmühlenparks mit wärme versorgen wird. an musik fehlt es auf keinen fall, das weiß man ja.'

wir sind wieder in der stadt, in der es ein licht gibt, zu einer bestimmten stunde, das die fassaden und plätze plastischer wirken läßt. es wärmt meinen rücken. ich mag, wenn von einer basilika aus eine gerade straße zu einer anderen basilika führt, die fast am ende der stadt liegt.

auf den mit stoff tapezierten wänden in der wohnung der medizinstudentin, sind mit leuchtfarbe safari-szenen gemalt, in den fluren dschungel nachgebildet. aus den lautsprechern tönen urwaldgeräusche. 'lehnen sie sich zurück und denken sie nicht nach,' sagt die gastgeberin. die möbel sind verwirrend. felle liegen über den sofas. hügel be-

stehend aus weißseidenen kissen, sind errichtet. auch hier stehen auf der anrichte die fotografien von verwandten in den schweren silbernen rahmen, davor die trinkgläser im design eines autoscheinwerfers, und batterien von schnapsflaschen. daneben befindet sich ein ziemlich großes klobecken aus styropor, in dem, wie ein herr erklärt, die eisstücke für die getränke aufbewahrt werden. in der mitte des raums, lodert meterhoch eine modellierte und vergoldete flamme, der eindruck ihrer überdimensionalität wird erreicht durch das flackern, der auf sie gerichteten farbigen scheinwerfer. man tanzt. auch ich werde von einer frau zum tanzen aufgefordert. 'ich übernehme die ganze verantwortung, liebling,' sagt sie. ihr kleid hat ärmel aus draht, die nach den flügeln einer libelle geformt und mit taft bespannt sind. jedesmal, wenn ich mich mit ihr drehe, verschwindet mein kopf unter diesem gebilde. dicht vor meinen augen ist dann eine kleine narbe von einer pockenimpfung. wenn ich zu ihr hoch sehe, sehe ich in ihren aufgerissenen, nach innen hinein in dunklerem rot geschminkten mund, ausgestattet mit total weißen zähnen. das weiß, das

Sarah Schuhmann

Unerbittliche Liebe

Das Konkursbuch ist eine Zeitschrift für Vernunftkritik. In Nummer zwei, „Gesichter der Gewalt", fühlt sich Gisela Dischner, als empfindsame Intellektuelle „zu Hause". Dieses Gefühl verstärkt sich dann noch beim Lesen und Umblättern und nötigt sie auch, in Form ihrer Tagebuchnotizen in Erscheinung zu treten. Ihr Brief an die Redaktion endet mit der bangen Frage: „Leben wir noch?" und sie beantwortet sie mit einem: „Ja, noch.-" Dieses „Ja, noch" charakterisiert die Autorin als eine bis in die Bereiche der Lebensbedrohung sensible Persönlichkeit.

Gisela Dischner hat ihre Tagebücher bisher zurückgehalten, aber der Januar 77 war so entscheidend für sie, daß sie eine gewisse Scheu nun doch überwindet.

Der Januar 77 bezeichnet den Anfang einer Leidensgeschichte. Gudruns langsames Sterben (sie nahm sich im April in einer psychiatrischen Anstalt das Leben). Gisela Dischner schildert in ihrem Januartagebuch, wie sie beabsichtigte, fremde Not zu lindern, und eigener Notwendigkeit folgte. Mit oft ganz deutlicher Indifferenz spricht sie goldene Worte über dem Abgrund, und große Armut hebt sich leuchtend vom larmoyanten Seelendunst ab.

Im Brief macht sie darauf aufmerksam, daß im Tagebuch von allem Möglichen die Rede sei, vor allem aber von Gudrun. Es ist dort von Gudrun die Rede, es kommt mir aber auf den Zusammenhang dessen an, von dem hauptsächlich die Rede ist.

Im Brief wird Gudrun als „ . . . eine ganz unglaublich schöne, im wörtlichen Sinne ‚strahlende' Erscheinung" beschrieben , und „sie war fähig, die Menschen ihrer engsten Umgebung ganz eindeutig und stark zu lieben. Diese Liebesfähigkeit machte vor allem den Männern Angst, sie wehrten sie ab - . . . " Im Tagebuch steht dann: „Ja, und danach (nicht allen gemeinsam) ein unsägliches Glücksgefühl. Jetzt ist mir klar, das habe ich in Ansätzen mit Gudrun erlebt, wir sind gestorben (Totenschädel-Bild auf beiden Seiten im selben Moment) und wiedergeboren - Auflösung alles Angestauten in Glückstränen der Wiedergeburt." - (Anmerkung von mir, G. bezieht sich mit dem Glücksgefühl das „nicht allen gemeinsam" war, auf einen Fernsehfilm über Todesforschung). - Aber Gudrun war zu anspruchsvoll, sie wollte *das* als Dauerzustand, was als konzentrierter Lebensaugenblick (der Blick in die Augen lehrt das Leben) nur manchmal möglich ist. Dahin konnte ich ihr nicht folgen." Mögen kann Gisela aber, daß jemand *ihr* dahin folgt, und zwar bedingungslos (ein Adjektiv, das Gisela besonders oft gebraucht). Dieser bedingungslos liebende Gefolgsmann ist Lutz, von dem Gisela sagt: „Weil er mich so bedingungslos liebt, ist er per se

dabei; durch seine Liebe („abgedeckt" feed back) konnte *ich* Gudrun helfen. Axels Schwierigkeiten als (top dog) zu erkennen, daß Lutz liebesfähiger ist als er und daß ich ihn, Axel, trotzdem liebe. Bedingungslose Liebe erfahren die meisten nur einmal . . ." Gisela aber denkt nicht daran, diese eine grandiose Bedingung, die der Bedingungslosigkeit, fahren zu lassen, sie insistiert auf dieser scheinheiligen Unbedingtheit der Liebe, von der man zugeben muß, daß sie zum Kotzen ist.

Sie beschreibt anschaulich, wie sie zwischen „schwarzer Romantik" und „menschlicher Verantwortung" hin und her taumelt, das Grundmotiv Liebe wird anspruchsvoll untermalt von intellektueller Umherschweiferei (auf die ich gleich zu sprechen komme), beides ist gleichermaßen diffus und umfangreich. Ihr Rekurs auf: „Elisabeth Lenk, Hölderlin, Bach, das alte gelbe Pfarrhaus, den Kaspar Hauser Film, Celan, das Adagio von Leclair, das Meer, Heissenbüttel, Gudrun, das Indianerreservat in Arizona, den Kohlenmann, die Psychoanalyse, den Winter, Aristoteles, die Totalwissenschaft, Hegel, Freud, Katze, Kuh und Stallgeruch, J.Mitchell, Nelly Sachs, linke Intellektuelle, Novalis, Monika Jaeckel, die Frauenbewegung (weil man in der Frauenbewegung, statt der Wahrheit auf die Spur zu kommen, taktisch argumentiert, ist sie keine Feministin), über Jean Paul, Irigaray, den Weiberrat, Lutz, Caroline von Günderode, selbstgeträumte Träume, Utopieblau, Goethe, und die Natur und die Not in den Entwicklungsländern, Oskar Wilde, Nerval, Arnim, Breton, Bataille, Angst, Tod, Glück und Wiedergeburtswehen, Marx und Mutterliebe". Ich habe mir bei der Aufzählung deshalb so viel Mühe gegeben, weil sich so zugleich ein Katalog erstellt, der zum Erklimmen akademischer Höhen die Standardausrüstung enthält. Oben tut sich dann eine unendliche Ebene auf, wo es sich in den ästhetischen Spuren großer Denker gut vorankommen läßt. Zu denen fühlt sich Gisela Dischner dann auch ungleich mehr hingezogen als zu Gudrun, Lutz oder Axel. Niemand käme auf die Idee, ihr daraus einen Vorwurf zu machen, wenn sie nicht dauernd das Gegenteil behaupten würde: „ . . . (mir fällt auf, daß ich einst Celan so bedingungslos liebte, vielleicht kann man das nur in einem bestimmten Alter?) Alle bisher stellten ihre Bedingungen (welchen Kahlschlag machte ich für Chris, *nicht* für mich nabelte ich alle anderen von mir ab - auch Celan, auch Inga)".

Mit dieser Kunst des Spaziergangs durch anderer Leute Existenz kann man sich getrost einen Lebenskünstler nennen und auf einen langen Lebensabend freuen. Sollte sich Gisela Dischner aber dennoch irgendwann an die Frage herantasten, weshalb in stehenden und fließenden Gewässern in Berlin und Paris z.B. hervorragende Denker ihren Geist aufgegeben haben, so wird sie diese Personen schwerlich der von ihr so warm empfohlenen Therapie „Liebe ist Antipsychiatrie, Antipsychiatrie ist Liebe" anempfehlen wollen. Wem das schlechte Gewissen nicht abhanden kommen mag, muß wenigstens andernorts ein gutes Ruhekissen haben, - die Liebe: „Was ist dagegen Anerkanntsein, Berühmtsein, Begehrtsein, im Gespräch sein, das alles ist keine Liebe, das ist Gier, Be-Gierde, Besessenheit, Besitzenwollen, Aufsaugen, nicht Geben. Die Liebe ist gebend ohne Tauschvertrag, wie weit sind fast alle noch von ihr entfernt! O Lutz, was macht dich so liebesfähig?" und an anderer Stelle: „ - ich selbst noch bin oft fassungslos über die Liebe von Lutz die ist wie ein Faß ohne Boden so unendlich ich fühle mich im Fruchtwasser bin Embryo und Mutter gleichzeitig-".

Giselas Emanzipationsversuche kommen über das Nachempfinden intellektueller und emotionaler Muster aus männlicher Tradition nicht hinaus. Gudruns Schönheit und strahlende Erscheinung befinden sich parallel zu ihrer bedingungslosen Liebes- und Zuwendungsfähigkeit, die Angst macht (meist Männern), weil sie fordernd auftritt und nichts zu geben vermag, was man täglich anzunehmen in der Lage ist. Ganz anders verhält sich der gleiche Fall in Bezug auf Lutz, der nach Kräften bedingungslos lieben darf und soll, worüber sich Gisela immer wieder nur wundern kann, das macht einen Mann so soft, daß er schier zu purem Fruchtwasser zerrinnt, in dem sichs dann Mama und Baby wohl gehn lassen. Gudruns Liebe macht ihr einen schwachen Eindruck, wenn überhaupt jemand eine kraftvolle Liebe zustande bringt, dann ist es Gisela, für Gudrun und die Antipsychiatrie. Sie denkt sich Gudruns Heilung als Prozeß eines umfangreichen Aufwandes an Präsenz und Liebe, die als dicker Kokon, wattierend wirksam um die Kranke gesponnen werden soll. Aus ihm herauskommend, endlich, wünscht sie sich die Kranke als neuentpuppte strahlende Schönheit, gesund und Inkarnation der Belohnung. Diese Idee krankt aber nicht zuletzt an der Uneinlösbarkeit

des Versprochenen und verkommt vollends an der unverbrüchlichen Egozentrik der Autorin. Darüber, daß es Gisela und anderen, aus welchen Gründen auch immer, nicht gelungen ist, diese Frau vor der Stupidität der Psychiatrie und dem Selbstmord zu bewahren, würde ich mir nicht anmaßen, etwas zu bemerken, nur darüber, daß man sie jetzt als Leiche wieder daraus hervorzieht und posthum alle Zweifel in alle Winde zerstreut, nur darüber ist etwas zu bemerken. Ich hasse diese neuentdeckte und überaus selbstgefällige Intellektuellenempfindsamkeit, und ich hasse sie ganz besonders deshalb, weil sie sich mit Fanfarenstößen Gehör verschafft, und weil ihr nichts zu Grunde liegt als eine ganz verheuchelte stinkbürgerliche Moral. Die Impertinenz, mit der seit einiger Zeit Jeder und Jede den schönen Geist heraushängen lassen darf, garniert mit einer zierlichen und fragilen Seele, ist geradezu unerträglich. Und besonders in diesem beschriebenen Fall scheint es mir, ich sage es ganz brutal, als bediene man sich menschlicher Tragödie als Anlaß zu tiefgründigen Reflexionen über (siehe Katalog). Es entsteht ein bisher kaum beachtetes Problem, wie kann sich ein Kranker vor den Lebensrettern retten, er ist ja geradezu würgend von helfenden Händen umstellt, hier die Antipsychiatrie, dort die Psychiatrie.

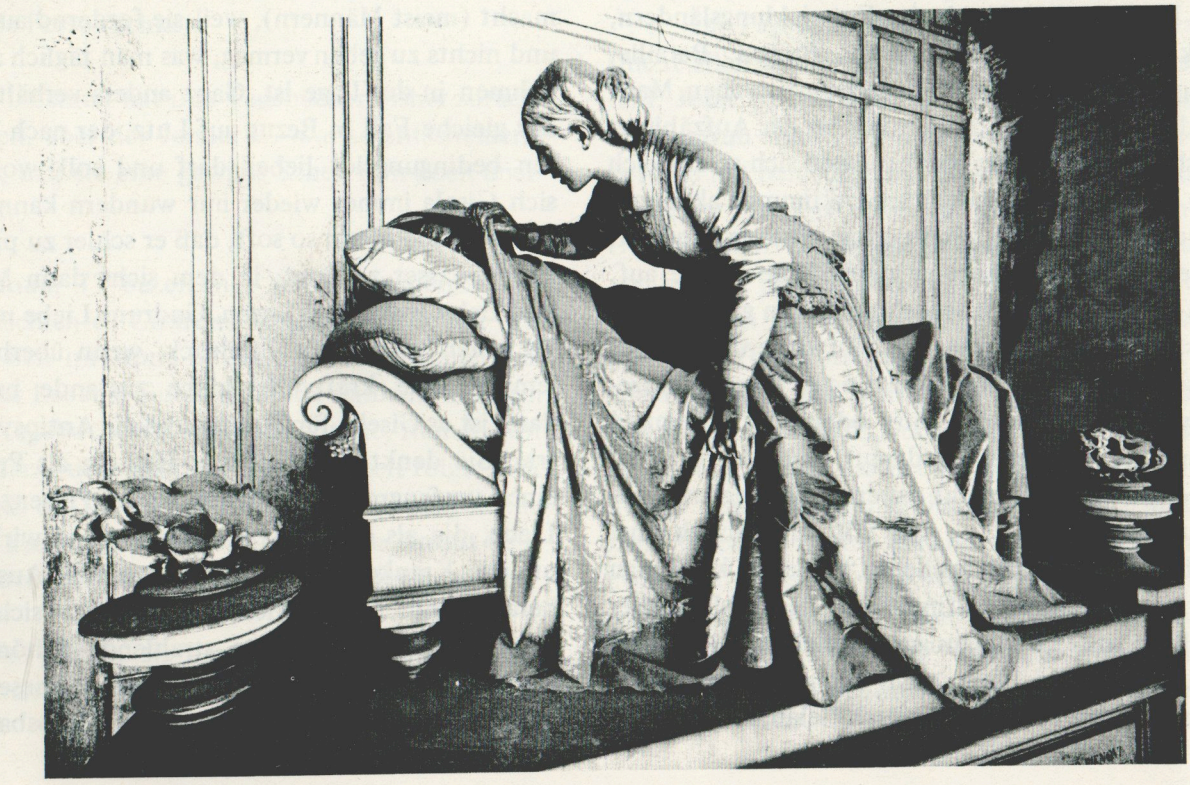
Zum Abschluß möchte ich, obwohl es mich Überwindung kostet, noch einmal Gisela Dischner zu Wort kommen lassen:

„Ich versuche Stichworte zur Re-Konstruktion für mich und alle, die ich erkannt habe und die mich erkennen (das Gefühl, Axel war deshalb so enttäuscht, weil ich ihn nicht genügend erkannt habe. Er muß aber auch mit eigener Selbstliebe mithelfen, ihn zu erkennen, nicht wahr „liebesfähig werden") Eng-Ang-st-Tod-Glück-Wiedergeburtswehen. Das Gespräch mit Gabriele über Sterilisation. Das Gefühl Geburt ist Opfer erst die eigene Geburt erleben, wiedergeboren werden durch das Nach-(Vor-)-Vollziehen des eigenen Todes hindurch (da passen die meisten) unsere Selbstliebe- und Schätzung ist so wenig entwickelt, daß wir das nur nur auf dem Weg der Liebe zu einem anderen können, falls wir dazu imstande sind. Auf dem Weg der Liebe zu Gudrun bekam ich das Gefühl, ich muß alle ihre Ängste und ihr Leiden das potentiell todgeweihte (wenn sie einsam geblieben wäre) nachvollziehen selbst erleben (auch den „Dauertrip") wenn ich sie herausholen will
1. aus der Psychiatrie
2. aus der eigenen Isolation

I'll see you on the dark side of the moon
auf den Weg aus Liebe für jemanden sterben können symbolisch mit Gabriele.*

* (Namensähnlichkeiten sind rein zufällig!)

Gabriele Goettle



Udo

untersuchungen zu udo jürgens liedtexten

udo sagt sachen von denen sich der kleine mann sagen kann daß er sich das selber schon oft gesagt hat. udo läßt ihn nicht lernen oder erfahren. udo schöpft aus sich heraus und schüttet in andre hinein. udo weiß daß er unheimlich recht mit dem hat was er denkt. udo fans wissen daß sie unheimlich recht mit dem haben was sie denken. das muß alles heraus aus ihm das soll eine bessere welt machen. udo denkt viel. udo denkt für denkende udo-zuhörer. die zuhörer haben sich das auch schon oft gedacht.

udo glaubt daß der acker den wir pflügen nur eine kleine weile uns gehört. udo glaubt nicht mehr an die alten lügen daß er auch nur ein menschenleben wert ist. udo glaubt daß den hungernden zu speisen ihm besser dient als noch so guter rat. udo glaubt mensch sein und es auch beweisen das ist angeblich viel nützlicher als jede heldentat. udo glaubt daß diese welt groß genug weit genug reich genug bunt genug sein müßte für uns alle. udo glaubt daß dieses leben schön genug bunt genug ist und grund genug sich daran zu freuen. udo glaubt weiter auch sachen über sinnlose kriege und hautfarben und menschenwert und geben sowie nehmen. udo hat recht mit dem was er glaubt. udo hat einen eigenen acker in kärnten. udo glaubt nicht daß die fabrik in der sie arbeiten nur eine kleine weile ihnen gehört. udo glaubt nur richtige sachen. udo will kein menschenleben für die äcker opfern. udo muß auch kein menschenleben für die äcker opfern. wem gehört udos acker? udos acker gehört udo. die andren äcker gehören andren ackerbesitzern. man darf sie zwar nicht wegnehmen weil sonst blut fließt aber die andren werden sich auch nur eine kleine weile an ihren äckern freuen. gute ratschläge für die hungernden sind ganz schlecht. wenn sie sattgespeist sind geben sie schon von alleine ruhe. mensch sein heißt mensch sein und nicht verschiedene menschen durch unterschiedliche produktionsbedingungen. so wie der humanismus sein alibi aus der ewig immergleichen sorte mensch herholt der im grunde gut ist. groß genug ist diese welt weit ist sie reich auch. aber da ist diese sache mit den hungernden. in der zweiten strophe. aber sogar die können jetzt wo sie udo gehört haben herumspringen um sich an der schönheit und buntheit zu erfreuen. und dann noch diese häßliche angelegenheit mit der andren hautfarbe. der mittelständler (der sich selbst der nächste ist) an den sich udo wendet und der zu solchem exotismus keinerlei bezug herstellen kann erlaubt es sich sogar an den nebulosen grenzen der diskriminierung nett zum farbigen zu sein und ihn als verfolgten zu bedauern. solche kleinen verschiedenheiten haben für ihn nur formalen charakter die gesamte materie bleibt unverändert eine große familie mensch. die „nicht mehr darben müßte" wenn „der auch gibt der sonst nur nimmt". worauf er lange warten und singen kann der udo.

daß es „einmal besser werde" davon dürfen die „kinder dieser erde" träumen aber ja nichts dafür tun. daß kein krieg mehr ist und daß frieden ist daß schranken eingerissen werden. und so weiter. die klarheit der feststellung nicht die der erklärung. da sind gemeinsamkeiten für alle menschen vorhanden. für die große familie die sich und einander helfen sollte wo immer es geht. im grund sind wir alle gleich. „einmal" sagt udo. dinge die „dem menschen" eigen sind. zu den beliebtesten aller gemeinsamkeiten bei udo gehören die sonne der mond die sterne blumen vögel bienen ähren felder wälder wiesen etc. etc. die sonne die „für alle scheint und doch nicht fragt wer sie sieht". der mittelständler im einfamilienhauschen sieht sie ebenso wie der ferienreisende in den süden eher als der unter der dunstglocke arbeitende. wenn der fabrikarbeiter oder der kumpel unter tag das lied der nachtigall noch immer nicht hört obwohl diese schon andauernd fragt ob sie auch gehört wird dann ist er wohl selber schuld. da kann nicht mal udo was tun. er sollte sich mal zeit nehmen für die schönheiten von hain und flur. und auf keinen fall irgendwelche blöden fragen stellen wieso und warum. höchstens was für ein vogel ist das oder wo ist hier die nächste jausenstation. die rose meint udo blüht ja auch für alle und fragt nicht ob sie schön ist. udo beruhigt daß es „glück genug für alle" gibt. glück schon. jede menge. nur keine andren schönen dinge wie produktionsmittel und die annehmlichkeiten die deren besitzer genießen. jeden tag rosen

und andere blumen die sie allerdings nur eine kleine weile auf udos acker züchten können. glück gibts also genug aber es kann sein daß man es nicht gleich sieht. von spüren gar nicht zu reden. daran ist man allerdings selber schuld. pech gehabt. denn glückssache ist es das ganze und einfluß kann er nicht drauf nehmen der kaufmännische angestellte. gleich zufassen wenns soweit ist das ist das wesentliche meint udo mit typischem egoismus und indifferenz gegenüber den gesellschaftlichen interessen.

wir haben gesagt daß udo sich an den mittelständler vornehmlich wendet. jener in seiner position als machtloser handlanger gleichzeitig aber als solcher mit scheinautoritären befugnissen von verwaltern und verteilern muß die absurdität seiner existenz die er nicht erklären kann auf irgendwelche irrationalen zufälligkeiten zurückführen können. zum beispiel auf das glück das dauernd klopft und pocht. wie beim lotteriespiel. und dieses kleine glück gibt es für alle ohne unterschied. nur das große nicht. manche haben es schon manche warten noch. udo zuhörer kommen jedenfalls nicht auf die idee selber was in die hand zu nehmen ausser einen aktendeckel im büro. und für die die vielleicht jetzt schon ahnen daß dieses glückchen bei ihnen niemals poch poch machen wird singt udo ja nicht seine schönen lieder. das sind nämlich die ungläubigen. die ideologie zielt auf beharrung und verewigung des bürgers nicht auf veränderung. „unabänderlich" singt udo. nicht die geschichte hat bestimmendes gewicht sondern das „schicksal". natur statt geschichte. der mittelpunkt und nabel der welt und udos: der mittelständler in seinem universum.

gerade aber das gefühl der vereinsamung und isolation das gefühl den beliebigen zufällen ausgesetzt zu sein dieses verlassenheitsgefühl des verantwortungslosen kleinen mannes treibt ihn in udos musikalische arme. die prädominanz des egoismus. der gartenzwerg um den alles kreist. das bißchen individualität das er sich in seinem privaten kleinen udo-bereich wahren kann und darf und dessen verlust das schrecklichste überhaupt bedeuten muß. die private schatzsuche nach einer mythischen heimat. der schutzpanzer des „privaten". udo sagt: „die welt sind wir - so soll es sein. unabänderlich." verewigung des herrschenden elends. „was kann uns hindern" fragt udo „wer kann das ändern?" und „ gar nichts hält uns auf". gar nichts hat sie aufgehalten die horden der entfesselten bürokraten und beamten auf dem feld der ehre oder vor den verbrennungsöfen bereit zum endsieg. die herden von zuhörern und mitsängern. „unabänderlich". der mittelständische udo jürgens botschaftsempfänger der seine austauschbarkeit nicht wahrhaben kann und will und den seine fungibilität persönlich auch von jeder eigenverantwortlichkeit befreit und mit der anonymität eines verwalteramtes zudeckt. nicht verändern sondern sich arrangieren und liebedienerei sowie opportunismus. so sagt es udo jürgens. auch wenn sich die kleinbürgerlichen träume nicht erfüllen sollten wenn die „liebe zu ende geht" wenn die „hoffnung" kaputt geht oder wenn das allgewaltige „schicksal" zuschlägt auf den der weder willens noch fähig ist es selbst in die hand zu nehmen: udo sagt dann nur - „vertrau der zeit!" die wirds schon richten. abwarte- und hinhaltetaktiken sind äußerst beliebt. vertröstungen auf eine ungewisse zukunft in der man noch immer dem seine stimme geben kann der gerade am ruder ist. nur mal abwarten! inaktivität und ausharrevermögen unter dem druck der anonymität und isolation zwischen angst vor abstieg und hoffnung auf aufstieg. denn „immer wieder geht die sonne auf" und der „tag bringt das licht" ins büro. denn „dunkelheit für immer gibt es nicht" meint udo. die ist was für solche die zu blöd waren mittelständler zu werden und jetzt schuften müssen und sich dreckig machen. und dann geschicktes kehrtwenden vom „allgemeingültigen" zum privaten persönlichen „unverlierbaren" das man dem zuhörer wenigstens nicht ganz wegnehmen kann: 2 menschen die irgendein lied zufällig gleichzeitig kennen und glücklich sind oder so. die welt reicht so weit wie udos fassungsvermögen reicht. dies wieder umfaßt der zuhörer und macht es sich durch bloßes anfassen zu eigen. und schon wieder geht die sonne auf. denn „alles wird vergehn und die welt muß sich drehn". wobei der udo jürgens fan immer das gefühl haben darf nicht ganz runterrutschen zu können. „nichts fängt im leben nochmal an." daher schau daß du aus deinem kleinen wohnzimmerreich beim plattenspieler das beste rausholst was nur geht.

das bedürfnis nach einem starken vater hinter den wolken. das bedürfnis nach religiosität. „wer ist er?" er ist nicht der herr direktor oder der herr

abteilungsleiter oder der herr chef. an jene denkt man lieber nicht wenn man auf sylt oder in jesolo den „sonnenball im meer verglühen sieht" oder im harz oder in andren wäldern den „domen aus grün" zusieht. oder in der sternennacht. die suche nach dem verantwortlichen die sucht nach einem höheren dem man es auflasten kann der es einem abnimmt. dieser sucht kommt die gesellschaftliche zufälligkeit entgegen die zufälligkeit des kapitalismus die prinzipiell totale isolation fordert aber „zufällige" kommunikation nicht unterbinden kann.

„wer ist er der alles weiß und kann?" der auf alles eine antwort weiß der ein „verantwortlicher" für dies alles ist. das mittelständlerdasein mit seinem dünnen hauch von sachlicher notwenigkeit und der unverantwortlichkeit der exekutoren die hierarchische komplizierte ordnung eines beamtenapparates der alles in alle richtungen hin absichert - dies stellt dem udo jürgens fan den freibrief aus mit allem beliebig zu verfahren mit menschen wie mit akten. bis zur liquidation als akt der verwaltung. die letzten verantwortungsreste sind in der völligen irrationaliät. „wer ist er der alles weiß und alles kann?" natürlich weiß der kleine mann alles am besten das ist klar. aber einer der ihn dazu legitimiert hat ein noch viel höherer einer der sogar noch über dem herrn amtsrat steht und der sogar höher ist als der besitzer des werkes der ist schon eine große beruhigung. vor dem ist der kleine mann so groß wie der unternehmer. „der dies alles ersann. der immer war von anfang an" - ein echter traum - denn der kleine bürger wäre gern selber immer von anfang an da und überall dabei endlos und ewig und unzerstörbar wie kruppstahl. „siehst du sein werk nicht überall?" das lied der nachtigall ist von IHM. die vorschriften über die arbeitszeit und die dienststunden allerdings nicht. kein verstand ermißt ihn. er ist anfang und ende. alles was wir tun ist „eine teil seines planes". so singt udo. daher können wir nichts tun dagegen. es ist nun einmal schon so. er „bricht nie sein schweigen" daher kann man ihn nicht fragen. udo sieht keine ungerechtigkeiten dabei. und besser nicht fragen denn was er nicht weiß macht den bürger nicht heiß.

natürlich bringt das monadendasein seine unannehmlichkeiten mit sich: einsamkeit isolation. „wie auf kleinen inseln" wie der durchblicker udo treffend bemerkt. die soziale lage des udo jürgens textempfängers ist dauernd bedroht. er hat zwar sein recht auf eigentum als unverbrüchliches gut. die bekannte situation ist die daß seine arbeit von keinem wirklich benötigt wird. daß ihre legitimierung ausschließlich in ihrer bezahlung besteht. udo der seine lieder auf gerade jenen zuschneidet weiß oder besser ahnt diese misere verblüffend genau. sein zuhörer kann durch sein monatsgehalt die familie der öffentlichkeit fernhalten damit sie ihm gesellschaftsersatz und einziger verkehr sei. er tyrannisiert sie wie er selbst vom herrn chef tyrannisiert wird. der einschluß in eine wohnzelle und der ausschließliche verkehr mit gleichen oder höheren. die basis der privatexistenz ist die dichotomie von privatheit und öffentlichkeit und daher gesund und notwendig - meint er. bei geschlossenen vorhängen den plattenspieler in betrieb setzen. die flucht ins private ist die verbarrikadierung gegen den sturz abwärts. „die große einsamkeit" mahnt udo „tritt in jedes haus um diese zeit". am abend mit vorliebe. „wie auf kleinen inseln" - monaden. „wer wohnt neben dir?" hoffentlich einer mit dem man verkehr pflegen kann wenn auch nur im mindestmaß. oder mit dem man udo platten tauschen kann. aber udo meint natürlich nicht kommunikation. udo meint nur den einen einzigen menschen der dir vorherbestimmt ist durch höhere gewalt. der dein schicksal ist. udo meint liebe. udo meint liebe zwischen einzigen vorherbestimmten. „einer bei dem du zu hause wärst". mit dem darst du dann über schlagermusik oder sowas reden. den kannst du quälen um deine aufgespeicherten aggressionen aus dem büro an ihm auszulassen.

„was muß geschehen daß sich die menschen verstehen?" udo beklagt fortwährend zustände wie den hunger die einsamkeit das leid etc. etc. das macht einen dann als zuhörer ganz nervös denn wenn udo nicht weiß was geschehen müßte damit endlich zum beispiel friede auf erden wird - wer sollte es dann wissen? und unmittelbar darauf die befriedigung: wenn udo der doch soviel klüger ist als wir das nicht weiß brauchen wir gar nicht erst zu denken beginnen. und wenn ihm dem hörer etwas einleuchtet etwas „allgemein gültiges" dann hat er sich das auch schon immer gedacht.

allumfassende menschenliebe als ersatz des durchschauens der realität und ihrer schrecklichen mechanismen. das groteske besteht darin daß der

egozentrische individualist udo im selben atem den egoismus des einzelnen beklagt wo jeder „selten sein herz verschenkt" und eigene wege geht wo keiner den andren versteht und wo wieder mal der krieg herhalten muß. der ist nämlich immer gut und hört sich auch gut an. gegen den ist natürlich jeder aus humanitären gründen. der einzige ausweg ist für udo hier wieder wildgewordener individualismus: „da wollen wir freunde sein". wenn der herr abteilungsleiter mit dir in seiner freizeit nicht verkehren will oder gar dein freund sein dann hat er eben udo jürgens noch nicht verstanden dann ist er noch nicht reif genug die zeichen der zeit zu sehen. in dieser bösen großen welt bauen wir „aus liebe unsre kleine welt". die beruhigende geborgenheit in der urzelle des kleinbürgers.

udos religionssurrogat: „einmal sind wir alle gleich". da sind wir aber sehr froh auch wenn dann „unser weg endet" wie udo voraussagt. an diesem tag ist man „nur noch mensch - nicht mehr". man war natürlich auch niemals mehr. die hände sind leider auch nicht voller geworden sondern ebenso leer wie im anfang. die schönen dinge haben andre eingesteckt. aber dann - meint udo - dann werden auch die vollen hände leer. das tröstet die leeren hände sehr. „alles war dir nur geliehen" und „zählt nicht mehr in jenem lande ohne wiederkehr". wo die verleiher mit denen sie sich geliehen hatten mit denen die überhaupt niemals was gekriegt haben dann friedlich zusammen spielen werden. und udo singt dazu.

typisch sind die starren grenzen die gesetzt werden innerhalb derer nur dahinvegetieren verwirklicht werden kann aus denen es keinerlei ausbrechen gibt. außer in die musikalische welt des nachdenklichen schlagers. udo gibt niemals die möglichkeit einer umwandlung der gesellschaft an. daher stabilisiert er die beamtenexistenz deren notwendigkeiten dazu zwingen die gesellschaft als etwas feindliches und antagonistisches zu verleugnen sich aus ihr quasi auszuklammern und gibt dafür als ersatz das selbstbewußtsein den privaten egoismus das geltungsbewußtsein des funktionslosen. dies alles bläht udo und bläst es übermäßig auf bis man sich als nabel der welt vorkommt von dem aus man scheinbar individualistisch handeln und sich an käferchen blümchen und äckerchen erfeuen kann ohne jemals stutzig zu werden. und die einzige große liebe erleben deren scheitern sogar noch einzig groß und einmalig ist. einfach sich einrichten in der bestehenden leere! wo „die liebe zerbricht" wo man scheiden und sich trennen muß. wo es eben so ist. wo das schicksal menschen auseinanderreißt. denn „das glück wie das leid dauert nur seine zeit". glück kommt und zerrinnt „wie die wolke im wind".

nimm dir bloß davon soviel wie du kriegen kannst. sonst bist du selber schuld weil du das glück nicht gepackt hast. denn zuviel verantwortlichkeit will udo dem beamten und seiner leistung denn doch nicht aufhalsen. sonst könnte es ihn am ende verärgern wenn er glauben muß udo hält ihn für untüchtig oder unfähig. und soviel wie dein chef wirst du sowieso nie kriegen so ist das leben. ungerecht aber nicht zu ändern. dafür singt udo heute nur für dich! und die schönheiten eines sommertags sind auch nicht von pappe. und nur immer mitspielen da gibts nichts andres. das individuum muß sich mit den Produktionsverhältnissen identifizieren wie mit sich selber. eine seite gehört der öffentlichen existenz der arbeit. die andren seiten der sogenannten privatsphäre. tagsüber schleppt sich der kaufm. angestellte durch seine öffentliche existenz feierabends darf er privatmann sein und udo hören. der gipfel ist es dann wenn sich udo - selber mittelständler - kokett mit dem publikum auf eine stufe stellt (ein bißchen mehr verdient er ja aber das spielt kaum eine rolle) und sich selbst als teil einer anonymen masse bezeichnet. plump bei seinen käufern anbiedernd. ein entsetzliches schicksal für den einzigen künstler. für den mittelständischen udo jürgens rezipienten ist vermassung nichts als blinde zufällige zusammenwürfelung worin sich die eigene individualität aufzulösen droht und dauernd gefährdet ist. seine produktionsferne funktion läßt ihn seine geschichtemachene funktion nicht erkennen. das drohende gespenst der ersetzbarkeit und austauschbarkeit schwebt über ihm. wie gesagt. er ist gehilfe eines vorher genau festgelegten prozesses. massenanonymität gegen totale vereinzelung und isolation. individualität zu beziehungsloser einzigkeit.

von alldem ahnt udo etwas „wenn der letzte vorhang fällt". das ist nicht leicht für den sänger sich vorzustellen. wenn er im „rampenlicht im grellen auf einmal nicht mehr stehn" wird. „dann gehst nur du das stück weiter" versichert udo leicht me-

lancholisch. das stück das theaterstück „leben" in dem die rollen sowieso von vorneherein verteilt sind. dagegen ist nichts zu unternehmen. „das stück geht weiter auch ohne dich." ohne dich. stell dir das nur richtig vor udo: ohne dich! „wenn der letzte vorhang fällt dann trittst du stumm in die kulissen. bald wird man nichts mehr von dir wissen. so vergeßlich ist die welt." die welt. wenn die sogar einen udo jürgens vergessen kann dann brauchen wir nicht mehr so traurig zu sein daß wir von anfang an schon vergessene waren. aber immerhin ganz schön weit hat es doch gebracht in seinem sängerleben der udo. und einige seelische genusse hat er uns auch beschert. das immaterielle gefühlvolle nämlich ist viel besser als ungesundes materielles genießen. das muß immer wieder gesungen werden. das irrationale der leuchtenden sterne am deutschen himmel und die deutschen blumen in den töpfen schützen das kapital immer noch bestens vor unmäßigen forderungen und den beamten vor gehaltserhöhungen. und den deutschen schlager vor der wirklichkeit. der fan und udo dürfen einander in schöner wechselwirkung genießen und ausquetschen. dies ist uns unablässig einzureden. damit der horcher am plattenteller bei seiner flucht in die sogenannte privatwelt auch ein bißchen gute musik mit nachdenklichen texten hören kann. die darf er nämlich. und auf die idee daß er sonst nichts dürfe soll er möglichst nicht kommen. unabänderlich? unabänderlich.

Elfriede Jelinek

aus: Jelinek - Zellwecker - Zobl, Materialien zur Musiksoziologie. Edition Literaturproduzenten. Jugend und Volk, Wien, München (1972)

Der Wolf und die Frau

Es ist den psychoanalytikern gelungen, den ödipuskomplex zu heilen. Moderne söhne streben nicht mehr danach, mit ihrer mutter zu schlafen und ihren vater zu töten, sie streben nur danach, mit ihrem vater zu schlafen und ihre mutter zu töten.

Alljährlich werden in der welt gleich viel frauen ermordet wie im dritten reich juden ermordet wurden und aus dem gleichen grund: Weil in den augen der männer weibliches leben lebensunwertes leben ist. Wenn die männer dazu übergingen, die frauen, die sie täglich abschlachten, auch aufzuessen, könnten sie ihre ernährungsprobleme besser lösen. Für den mann steht die frau noch unter dem tier. Vielleicht ist das der grund, weshalb wir nicht in die wurstmaschine kommen.

Ich bin angehörige der A.W.N.C.R., das ist die Autonome Weibliche Nation Christa Reinig. Ich bin keine deutsche mehr. Ich habe die deutsche nation verlassen, weil es im 1. Deutschen Fernsehen eine sendereihe gibt, die heißt „Der Wolf und die Frau".

Es ist sonntag morgen und ich erwäge, ob ich überhaupt noch gewillt bin, diesen erdball mit männlichen wesen zu teilen, da beginnt der Bayerische Rundfunk die sendung „Diese unsere Welt". Der heutige beitrag stammt von Wilhelm Höck und heißt „Nur ein unvollkommenes Tier - Zur Psychologie des Hexenwahns und der männlichen Macht."

Das ist hörenswert, denn neuerdings wird behauptet, daß es gar keine hexenverfolgung als kollektive ausrottungsaktion von männern gegen frauen gegeben habe. Nachweisbar ist ab und zu auch ein mann auf dem scheiterhaufen der inquisition verbrannt worden. Der autor scheint einen extrem weiblichen standpunkt zu vertreten. Ein mann auf der seite der schwarzen spielsteine! Da bin ich neugierig, wie ein mann unser spiel spielen wird.

Bereits der erste hieb geht auf Siegmund Freud. Der brave frauenverteidiger stellt fest, daß zwischen den texten des hexenhammers und den weiblichkeitstheorien Freuds nur ein kleiner unterschied ist. Er wirft Freud vor, daß dieser

„den standpunkt der hexenverfolgung prinzipiell nicht verläßt."

Enorm!
Allerdings behalte ich ein unbehagliches gefühl. Der verfasser eröffnet sein spiel mit der behauptung. daß männer angst vor frauen haben und daher ihr fehlverhalten gegen frauen käme. Nun widerfährt es mir von zeit zu zeit, daß irgend ein mann auf mich draufhaut. Der anlaß ist gewöhnlich, daß ich auf derselben straßenseite gehe, und ich muß mit einem riesigen kraftausstoß, den die angst in mir freisetzt, gegen diese übermacht von muskeln und knochen und pfunden und dezimetern zurückschlagen. Ich kann nicht glauben, daß ein mann, der mich auf der straße angreift, das tut, weil er angst vor mir hat und sich im zustand der selbstverteidigung befindet.

Ich unterdrücke mein mißbehagen und lasse dem freund der frauen weiter das wort. Es gibt so wenig, was männer sagen könnten und mit dem ich einverstanden wäre, da will ich nicht kleinlich sein.

Plötzlich sagt der sprecher:

„. . . boten sie sich den tonangebenden männern an . . ."

Frauen, die sich anbieten, das bedeutet in der bildvorstellung der männer ein weibliches miststück, das die bluse aufgeknöpft hat und mit der zunge zwischen den lippen hin und herfährt. Der textzusammenhang ist folgender:

„. . . und nachdem frauen in allen kulturen mit natur identifiziert wurden und noch werden, boten sie sich den tonangebenden männern dazu an, das böse, satanische in sie hineinzuprojizieren, und es in ihnen zu bekämpfen."

Das ist in jedem fall ein falsches bild. Keiner frau wäre es eingefallen, sich den männern als das zu bekämpfende böse anzubieten. Besser formuliert: Es lag nahe, das böse, satanische in die frauen hineinzuprojizieren. Oder: Das führte dazu, daß das böse, satanische in die frauen hineinprojiziert wurde. Oder: So kam es dazu, daß die tonangebenden männer das böse, satanische in die frauen hineinprojizierten. Die „tonangebenden männer" sind das subjekt, das der verfasser aus der syntaktischen ordnung des satzes verdrängt hat. Er hat aus vielen sprachlichen möglichkeiten die eine gewählt, die ein aktives schuldverhalten der frauen an ihrem eigenen massenmord ausdrückt.

Die sich selbst zur massenvernichtung anbietenden frauen lassen mich auf das unterbewußtsein des verfassers ergrimmt sein. Aber ich bin wie der liebe gott vor den toren von Sodom und Gomorrha. Wenn es nur einen einzigen gerechten mann gibt, dann will ich die feinde der weiblichkeit verschonen.

Der frauenfreund fährt fort:

„Aber es dauerte wie gesagt noch ein jahrhundert, bis der frauenhaß seine ganze gewalt entfaltete. Zuerst vernichtete, folterte und verbrannte man nur alte, häßliche frauen, sozusagen die hänsel- und gretel-hexen und erst als reformation und renaissance fest etabliert waren, schrieb etwa der Darmstädter landgraf seinen gesandten beim Augsburger Reichstag: Da wir nun die alten nahezu erledigen und hinrichten ließen, geht es jetzt an die jungen."

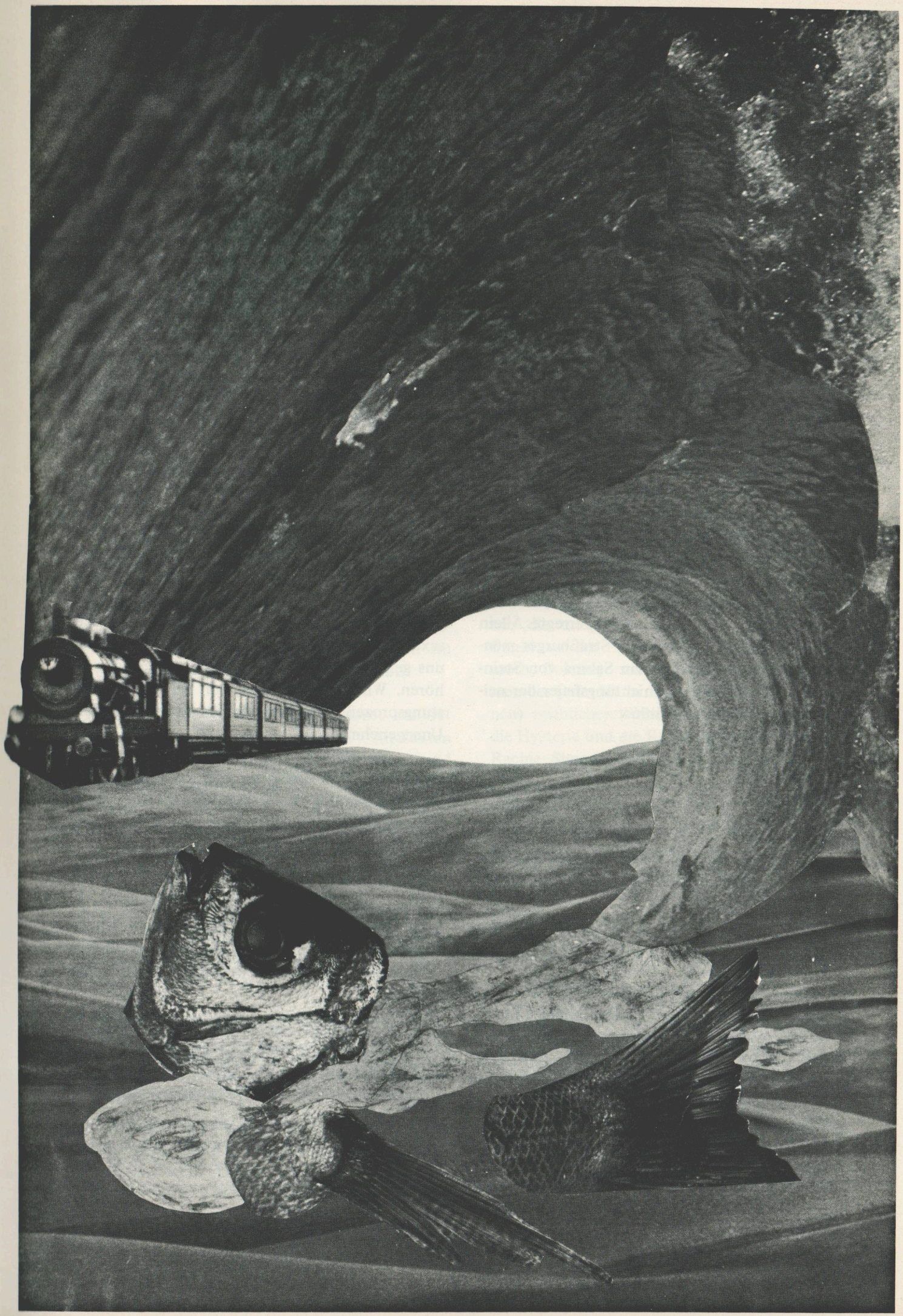
Die aussage des landgrafen ist eindeutig: Die wohlhabenden, einflußreichen witwen sind ausgeschaltet und enteignet worden. Das gerade ziel der inquisition ist erreicht, weibliche vermögensbildung und weibliche gesellschaftliche machtstellung zu verhindern. Aber die foltermaschine steht nun einmal da. Die aussage des frauenfreundes dagegen ist zweideutig: Hätte er nichts dagegen gehabt, wenn die inquisition „nur" alte, häßliche frauen liquidierte?

„Man kann der auffassung sein, erst allmählich kam man zu der überzeugung, daß sich das böse gar nicht unbedingt im häßlichen, daß es sich vielmehr im schönen, begehrenswerten verberge und verkörpere. Nicht mehr die zauberei als eine magische praxis bedrohe das heil, sondern das verführerische, schöne, das zu feiern, die kunst der zeit gründlich begonnen hatte."

Und woher weiß ich, daß es bei den hexenverfolgungen um schönheit und häßlichkeit, magie und zauberei, ja daß es um gott und teufel gegangen ist? Weil die inquisitoren es so darstellen und weil es aus ihren opfern herausgefoltert worden ist? Gibt es für die parteigänger weiblicher rechte eine möglichkeit, einzusehen, daß alles, was männer über frauen sagen, grundsätzlich in frage gestellt werden muß, auch wenn eine geprügelte frau der aussage ihres anklägers zustimmt? Nein, ich glaube dem autor nicht mehr.

„Überspitzt gesagt, es könnte sein, daß die hexenjagd eben die leibhaftige schönheit verbrannte, die die malerei der renaissance gerade in helles schmeichelndes licht gerückt hatte, und in der sich die realität des irdischen beispielhaft verkörperte."

Und es kann nicht sein. Denn schönheit ist die ökonomie der sorglosigkeit, und die hierarchie des frauenvolks bestand wie jede hierarchie aus wenigen oberen und vielen unteren. Die mehrheit der jungen hexen waren mitglieder von frauenzünften und weiblichen gewerkschaften. Sie waren ungepflegte arbeitsleute. Und das eben war ihr verderben. Das männervolk nahm die inquisition zum willkommenen anlaß, die konkurrenz weiblicher arbeiter und brotverdiener auszuschalten.



„Mit der aufwertung des diesseitig schönen in der renaissance geriet nicht nur das jenseitsverhaftete mittelalterliche denken in eine krise sondern auch der täger dieses denkens, der mann. Nicht daß die männer ihren intellektuellen primat in gefahr sahen. Angesichts weiblich naturhafter diesseitigkeit war noch nicht so sehr die geistige spekulative potenz der männer sondern ihre irdische herausgefordert."

Und das ist nun ganz und gar gelogen. Hier tut der verfasser genau das, was er Freud nachgesagt hat: daß dieser den standpunkt der hexenverfolgung prinzipiell nicht verläßt. Was die männer grundsätzlich und gezielt vernichteten, war die geistliche und geistige macht die frauen des mittelalters, die intellektualität der frauen, und was sie verschonten, das waren die frauen, die „naturhaft diesseitig" mimten, um sich das leben zu retten:

„Der geschlechtsunterschied wurde in dem augenblick, da natur ein eigenrecht gewann, zum psychischen problem. Die sexualität, die im mittelalter etwas mehr oder weniger selbstverständliches gewesen war, wurde zur bedrohung. Es galt nun die weibliche überlegenheit zu verteufeln. Die texte der hexenverfolgungsliteratur legen es nur zu nahe, daß geschlechtsneid ein grundmotiv des theoretischen wie des praktizierten frauenhasses war."

Aus einsehbaren gründen legen es die texte der hexenverfolgungsliteratur nicht nahe, daß es weibliche dichter und denker, maler und bildhauer gab, deren werke ebenfalls aus brennbarem material bestanden genau wie die körper ihrer schöpferinnen, und daß es die frauenkultur war, die den neid der verfolger in so hohem maße erregte. Allein die Synagoge und Ekklesia am Straßburger münster, ein werk der bildhauerin Sabina von Steinbach, widerstand dem vernichtungsfeuer der neider. Der sprecher brüllt mit lust:

„Lockspeise des satans!
Auswurf des paradieses!
Gift für die essenden!
Quelle der sünde!
Nachtkäuze!
Buhlerinnen!
Lustdirnen!
Sirenen!

Alles synonyme für „frau" aus der philosophischen literatur. Der gegensprecher argumentiert sachlich unterkühlt:

„und man merkte natürlich nicht, daß man sich mit solchen verteufelungen recht erfolgreich über die eigene triebhaftigkeit hinwegtäuschte indem man sie verdrängte und in aggression und mordlust ummünzte."

Zu anfang hab ich darauf gewartet, daß aus dem chor der sprecher auch eine frauenstimme zu hören wäre. Aber es ist wie in einem gerichtsverfahren wegen lustmordes, wo die weiblichen polizisten, kriminalisten und geschworenen ausgeschlossen werden, weil man den zarten frauen nicht zumuten kann, da mitzubestimmen, wo es ihnen zugemutet wird, mitbetroffen zu sein.

„Nicht von ungefähr entwickelte erst das hohe mittelalter das in der scholastik den hexenwahn begründete, als gegenbild das jungfrauenideal der gottesmutter, die zuvor keine so erhebliche theologische und volksreligiöse rolle gespielt hatte. Die betonung der marianischen reinheit und die lustverteufelung im bild der hexe gehören kulturgeschichtlich in psychologischer notwendigkeit zusammen."

In der sprache der männer wäre ich ein hundsfott (eine hundsfotze) dh. das reine geschlechtsglied eines sensiblen wesens, wenn ich dem feind nicht die ehre ließe. An dieser stelle fühle ich mich belehrt. Ich hab mich eh schon gewundert, weshalb die weiblichkeit genau in den ländern am tiefsten erniedrigt und beleidigt wird, wo die männlichen wallfahrer ihre marienfahnen am höchsten erheben. Ich freu mich, daß ich dem verfasser danken darf.

„Der sexuell freie ist nicht so gefügig in leistungsprozesse einzuspannen. Er kennt noch ein anderes glück als das des produzierens, das glück der naturhaftigkeit, nicht nur das der naturunterwerfung."

Mit dieser meinung könnte der autor ehrenmitglied in einigen frauengruppen werden, die sich darauf vorbereiten, daß hinter dem sturz der männerherrschaft des große faulenzen beginnt. Wie reut es mich, daß ich hier widersprechen muß. Die männer werden uns einen wasserlosen erdball hinterlassen, auf dem selbst die meeresoberfläche in flammen steht und alle rasenden gewalten ihrer kaputten technologie ungebändigt herumtoben. Unsere sexualität wird befreit sein, unsere körper werden uns gehören. Aber unsere zeit wird nicht uns gehören. Wir werden eingespannt sein in dem leistungsprozeß, die überreste der natur zu retten. Unangenehm.

Endlich kommt der autor auf ein zentralthema der hexenverfolgung zu sprechen, auf den monopolanspruch der männlichen ärzte und die ausrottung der weiblichen ärzte.

„Der beginnende hexenwahn warf hexen und hebammen in einen topf."

Der autor tut das nicht. Er will die hebammen rehabilitieren und schiebt die hexen auf die schuldseite. Wer die verbrannten frauen rehabilitieren will, muß hexen und hebammen in einen topf werfen.

„Das paradox ist fatal, eben das zeitalter, das sich bewußt der natur zuwandte, setzte alles in bewegung, um sie zu unterjochen, zum gebrauchsobjekt zu machen, zu vernichten vom hexenscheiterhaufen für das unvollkommene tier frau bis zur modernen zerstörung der menschlichen lebenswelt im zeichen organisierter produktion und wachstumsbesessener leistungssucht."

Diese stelle ist das männliche pendant zu den „sich anbietenden frauen", indem sich hier die männer nicht anbieten. Nach dieser satzstellung

gibt es keine männer, die die frauen und die natur unterjochen, zum gebrauchsobjekt machen, vernichten, sondern ein verbrecherisches subjekt namens „zeitalter" ist an allem schuld, es hat diese schandtaten vollbracht. Der autor kommt zum schluß:

> „Der hexenwahn ist die radikalisierte und technokratische machenschaft einer männerwelt, die ihre eigene unvollkommenheit verdrängt und die nicht imstande ist, vernunft und lustprinzip zu versöhnen".

Ich bin nicht die gerechtigkeit. Ich bin die parteilichkeit. Ich sehe sehr wohl, daß der autor das beste für die 9 millionen verbrannten frauen gewollt hat. Aber ich kann es nicht honorieren. Mein problem ist nicht, daß die männer vernunft und lustprinzip nicht versöhnen können. Mein problem ist, daß die männer hier und heute in mir kein vernunftbegabtes lebewesen sehen. Sie verweisen mich auf die seite des lustprinzips und reduzieren mich auf mein brennbares fleisch. Der gerechte mann, der auszog, das unvollkommene tier zu retten, hat mich zum vollkommenen tier gestempelt. Meine mörder ziehen die anklage zurück. Sie sprechen mich frei und morden mich weiter.

Christa Reinig

Die Sprachdiebinnen

Das wissen wir alles schon: daß Sprache und Kultur männlich sind; daß Frauen in diesem System jede Möglichkeit zu einer eigenen Identität vorenthalten wird und daß Sprache mit Identität zu tun hat. Das einfache Wissen darum bringt keine grosse Veränderung, wenn es allgemein bleibt. Im Grunde haben wir das schon immer gewußt.

Claudine Herrmann macht diesen Prozeß konkret in ihrem Buch „Die Sprachdiebinnen". An Texten aus Literatur, Geschichte, Psychoanalyse und Rechtswissenschaften zeigt sie, wie die Frau zum Schweigen - oder zum Geschwätz - (Rousseau, Claude Lévi-Strauss) verurteilt und künstlich zum Gegensatz des Mannes erzogen wird (Die Prinzessin von Clèves, Madame de La Fayette).

Sie nennt den Preis, den die Frau zu zahlen hat, um sich in das männliche System zu integrieren und dem Bild ähnlich zu werden, das der Mann ihr von ihr vorhält (Murasaki, Zelda Fitzgerald).

Sie analysiert das männliche Denken und zeigt an zwei sehr verschiedenen Beispielen - dem Surrealismus und der Rechtsprechung - daß es immer die Tendenz hat, die Welt nach einem System zu hierarchisieren und zu organisieren (Breton). „Das Scheitern der Liebe - das jeden von uns mehr beschäftigt als wir denken - liegt meist daran, daß wir uns nicht verstehen. Worte und Taten haben nicht dieselbe Bedeutung für die einen und für die anderen und niemand erklärt, was für ihn offensichtlich scheint," schreibt Claudine Herrmann in ihrer Schlußbemerkung. In ihrem Buch zeigt sie, wie die unendliche Enttäuschung den Wunschtraum von der Liebe ins Endlose verlängert (Melmoth, Colette) und der Frau nur die zwei Formen des (vom Mann definierten und hervorgerufenen) weiblichen Wahnsinns als Ausweg bleiben: die Hysterie und die Raserei (Lacan, Freud, Kleist, Racine; Simone de Beauvoir).

In ihrer feministischen Kritik an einer Novelle von Barbey d'Aurevilly deckt sie die Kehrseite des männlichen Begehrens auf, das sich an die Frau richten sollte, in Wahrheit jedoch nur unter Männern selbst zirkuliert. Die Frau ist nur eine Botschaft, die die Männer sich untereinander zuschicken in einer Gesellschaft, die auf der Verdrängung von Homosexualität basiert, und die hin und wieder gern „Dame" spielt.

Eine feministische Kritik sollte nicht dabei stehen bleiben, die Texte vom weiblichen Standpunkt aus zu beurteilen, sondern sie sollte sich auch um die andere Betrachtungsweise der Frau gegenüber ihrer Umwelt bemühen (Virginia Woolf), die sich für Claudine Herrmann vor allem in einer anderen Einteilung von Ort und Zeit festmacht: „Sie muß deren Kontinuität ablehnen, sie in Augenblicke

und Orte zerlegen, die nicht miteinander verbunden sind, so daß immer eine Art von Neuschöpfung im Verhältnis zu dem zeitlichen und geografischen Zusammenhang entsteht."

Fasziniert an diesem Buch hat mich nicht nur die Fülle der interessanten historischen und literarischen Bezüge, sondern auch die vereinfachende Direktheit, mit der Claudine Herrmann diese Texte behandelt. Es liest sich wie der Bericht einer Kolonialisierten, die sich in der Sprache des Kolonialherren nicht wiedererkennt, und die an diesem Gefühl von Fremdheit gegenüber ihrer eigenen Situation und ihrem eigenen Bild die Unterwerfungsmanöver sichtbar macht. Trotz seiner beeindruckenden Bibliographie hat das Buch nichts von akademischer Abgestandenheit, sondern trifft mit seinen Beobachtungen und Analysen mitten in die Alltagserfahrung. Es erschließt der Leserin zugleich ein literarisches Kulturgut, das jeder Französin aus Kindheit und Schule vertraut ist und könnte vielleicht dazu anregen, einen ähnlichen Blick auf die Pflichtlektüren in deutschen Schulen zu werfen.

Einige Fragen an Claudine Herrmann

Wie ist dieses Buch entstanden?

In der Zeit von 1971 bis 1974 habe ich einen Text von 2000 Seiten geschrieben, der auch romanhafte und autobiographische Elemente enthielt und dem ich den theoretischen und analytischen Teil für dieses Buch entnommen habe. (Zweifel an literarischen Texten waren mir gekommen, als ich als Professorin in Boston ständig damit zu tun hatte).

Welche Folgen hat dieses Buch für ihre eigene Arbeit gehabt?

Ich arbeite weiter an einer feministischen Kritik, um die wirkliche Bedeutung der Bücher von Frauen herauszufinden, die bislang nur mit virilen Maßstäben beurteilt worden sind. Ich versuche, meine theoretischen Konzepte, die ich in den „Sprachdiebinnen" dargelegt habe, anzuwenden und eine andere Lektüre zu entwickeln. Das ist keine spektakuläre Arbeit, aber sie ist notwendig und sollte von Frauen in allen Bereichen unseres Lebens durchgeführt werden, denn das Wissen darum, daß es etwas anderes gibt als das, was die Männer tun, ermöglicht es, nicht mehr zu imitieren, sondern neu zu entwickeln.

Dabei ist die Literatur ein privilegiertes Gebiet, denn es gibt Schriftstellerinnen. Die Untersuchungen befinden sich jedoch auf dem Nullpunkt. Sicherlich gibt es Konstanten in der Schreibweise der Frauen; der Rhythmus ist nicht derselbe und auch die Sätze sind verschieden. Die Verse von Sappho z.B. sind kürzer als die der Dichter aus ihrer Zeit; die „Prinzessin von Clèves" von Madame de La Fayette war der erste psychologische Roman; all das sind Hypothesen, doch sicher ist, daß es nicht nur *eine* gültige Schreib-weise gibt.

Woran arbeiten Sie zur Zeit?

Ich gebe jetzt bei den "éditions des femmes" einen Roman von Madame de Staël heraus, den ich kommentiert und mit Anmerkungen versehen habe. "Corinne" ist seit 1931 nicht mehr verlegt und enthält eine Botschaft, die bisher niemand erkannt hat, denn im männlichen Kontext ist sie nicht lesbar. In ihren Beobachtungen ist Mme de Staël ihrer Zeit weit voraus; sie zeigt, wie der Mann die Frau zerstören will, sobald sie eine eigene Geschichte hat. Der Roman trägt auch autobiographische Züge, denn der Held Oswald zieht es vor, für seinen geistigen Frieden eine schweigende und fügsame Frau zu heiraten und verläßt "Corinne".

Die Arbeit an diesen in Vergessenheit geratenen literarischen Werken ist nützlich, denn ein guter Schriftsteller findet seine formale Identität und imitiert nicht. Allerdings erleiden die schreibenden Frauen gleichzeitig eine halbe Niederlage; auch Madame de Staël ist in die männliche Kultur verstrickt.

Wir verbringen unser Leben damit, zu imitieren, und das ist der Grund für das große Leiden der Frauen. Wir müssen uns die paternalistische Kultur abgewöhnen und in die männliche Welt eintreten, um darin Widerstand zu leisten.

Wir dürfen uns nicht länger domestizieren lassen, sondern müssen gegen unsere eigene Erziehung angehen und versuchen, andere Wege zu finden.

Dorothea Muenk

"Les voleuses de langue" von Claudine Herrmann, *éditions des femmes*, Paris 1976, erscheint in der deutschen Übersetzung von Dorothea Muenk, „Die Sprachdiebinnen" im Verlag *frauenoffensive* München, Okt. 1978.

Die Herrschaft des Phallus im Delta der Venus

Im Scherzverlag sind erotische Erzählungen der berühmten Tagebuchschreiberin und Dichterin Anais Nin unter dem Titel „Das Delta der Venus" erschienen. Einleuchtend dabei erscheint, was der Verlag sich von der Veröffentlichung eines solchen Buches versprochen hat, unbegreiflich dagegen ist, warum Anais Nin sich noch kurz vor ihrem Tod zur Veröffentlichung von Auftragspornographie - denn um solche handelt es sich - entschließen konnte, aber nicht die zensierten erotischen Passagen ihres Tagebuchs zugänglich machte. Hierzulande wartet man noch immer auf die Übersetzung ihrer literarischen Hauptwerke "winter of artifice" und "house of incest" oder auf vollständige Tagebücher und ausgerechnet der erste zugängliche fiktive Text der Dichterin ist billige Lohnschreiberei in eroticis. Für einen Dollar pro Seite lieferten zuerst Henry Miller und dann Anais Nin und weitere Freunde Anregendes. Diese in höchster Potenz entfremdete Arbeit annonciert der Verlag als eines der „brilliantesten Bücher europäisch amerikanischer Erotika". Anais Nin scheue sich nicht, „alles, was es an Sinnlichkeit, Sexualität, Liebe und Triebe gibt, offen und unverstellt zu schreiben." Wir haben es mit einem Lehrstück für die zweifelhafte Seriosität verkaufsfördernder Klappentexte zu tun, denn offen oder gar authentisch sind die Erzählungen gewiß nicht. Die Selbstentfremdungsleistung der Autorin ist sogar eher außergewöhnlich: Der Text entsteht gegen Seitenhonorar für einen anonymen Auftraggeber zur privaten Nutzung. Anais Nin ist dazu nicht persönlich beauftragt, sondern arbeitet an Henry Millers statt, dem Beschäftigungen dieser Art korrumpierend vorkommen. Sie schreibt ihn daher auch *für* ihn, um dem zartbesaiteten Dichter eine Reise zu finanzieren. Entfremdetere Produktionsbedingungen lassen sich kaum denken. Zur sexuellen Ausbeutung durch den Auftraggeber gesellt sich die unmittelbar praktische, daß durch diese Art von Arbeit die Reproduktion Henry Millers gewährleistet wird. So entwickelt sich keine „weibliche Sprache der Sexualität", wie die Ankündigung unterstellen will, sondern die Karikatur einer männlichen Sichtweise. Anais Nin merkt selbst völlig korrekt im Vorwort an: „Diese Erotika schrieb ich unter dem Eindruck einer von Männern verfaßten Literatur. Deshalb glaubte ich, ich hätte die weibliche Sache verraten."

Es wäre kein Schaden gewesen, wenn die sonst sehr diskutierenswerte Anais Nin bei ihrer ursprünglichen selbstkritischen Einschätzung geblieben wäre und nicht der eitlen Spekulation, weibliche Erotika von Rang geschrieben zu haben, selbst Nahrung gegeben hätte: „Am Ende entschloß ich mich zur Veröffentlichung, weil sie die ersten Schritte einer Frau auf einem Gebiet belegen, das bisher nur Männern überlassen war." Selbst wenn man das souveräne Übersehen großer Vorgängerinnen wie der Sängerin Sappho oder George Sand mit ihrer Lelia ignorieren will, so ist auch das Sicheinbringen in eine allgemeine Tradition erotischer Literatur nicht legitim, denn Anais Nin steht nur in einem *bestimmten* Zusammenhang, repräsentiert durch Antifeministen des 20. Jahrhunderts wie Lawrence, Miller, Joyce oder Mailer. Nur ein Blick auf ältere Traditionen wie z.B. „Lauras Erziehung" von Mirabeau, zeigt, daß dort ungleich individuellere umfassendere Differenzierungen und ganzheitlichere Sexualtitätsbegriffe entwickelt werden, als in den verdinglichten, seelenlosen und nicht zuletzt frauenverachtenden Rammeleien neuerer Sexisten. Diese Beziehung ist freilich für das ganze literarische und z.T. persönliche Leben der Schriftstellerin beherrschend und dementsprechend problematisch. Es ist kein Zufall, daß Anais Nin mit einem Buch über D.H. Lawrence debutiert, dem sie in ihrem Tagebuch mit den Worten huldigt: „Er ist es, der mich aufgeweckt hat."

Ganz analog dazu beginnen die erotischen Konfessionen der Heldin Elena im „Delta der Venus" mit der angeregten Lektüre von Lawrencens Lady Chatterley. Elena schlußfolgert: „Erstens hatte sie herausgefunden, daß sie die bei Lawrence geschilderten Sinnesstürme nie selbst erlebt hatte und zweitens, daß es haargenau das war, wonach sie lechzte." Ersteres soll gar nicht bezweifelt werden, aber letzteres ist keine Schlußfolgerung, sondern ein Fehlschluß. Die kluge amerikanische Feministin Kate Millet sagt in ihrer Untersuchung „Sexus und Herrschaft" - die besonders die erwähnten angloamerikanischen Autoren erotischer Literatur zum Gegenstand hat - über den Verfasser der Lady Chatterley: „D.H. Lawrence ist der eifrigste und begabteste unter den Sexualpolitikern. Er ist auch der subtilste, denn er läßt die männliche Botschaft durch weibliches Bewußtsein verbrei-

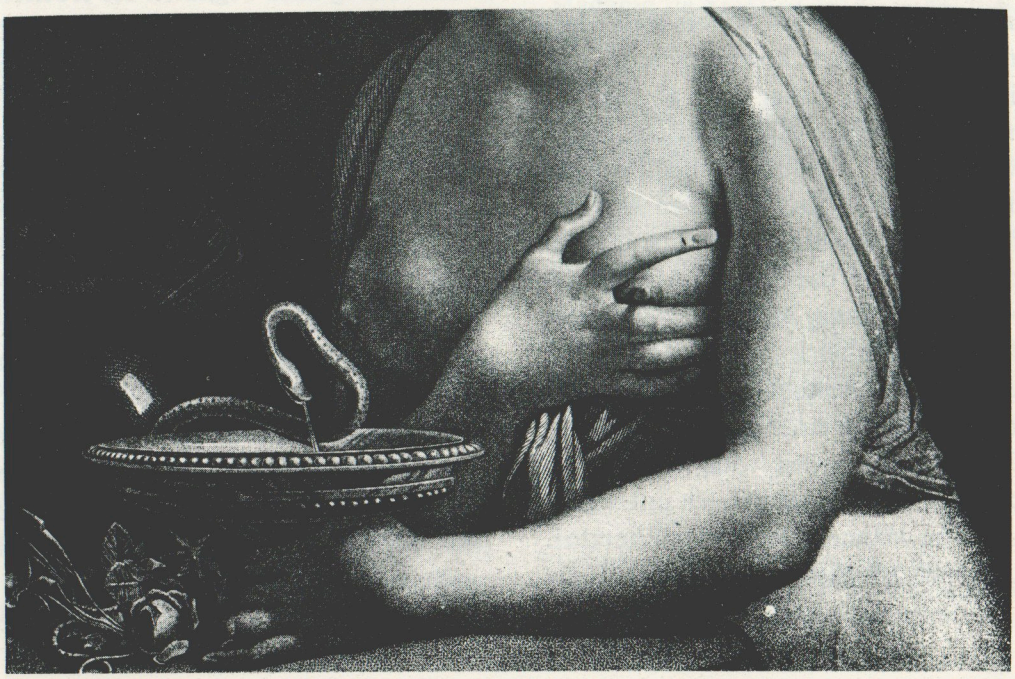
ten." So auch Elena, von der ihre Erfinderin schreibt: „Es war die in Lawrencens Buch unterdrückte Frau, die auch in ihr sprungbereit lag, genau so offen, vibrierend. Es war als hätte eine Unzahl von Liebkosungen sie auf das Erscheinen eines *Bestimmten* vorbereitet." Dieses Grundmuster der erwartenden, passivischen Frau, die ihrer Erlösung durch den besonderen aktiven Phallus harrt, hält sich in bestürzender Klarheit durch. Die geschilderte Lust ist nicht nur keine eigene, sondern sie kann auch nur von einem bestimmten (individuellen) Mann hervorgerufen werden. So ist Elena nur zu erotischen Phantasien fähig, die sich mit ihm und seinem Körper beschäftigen.

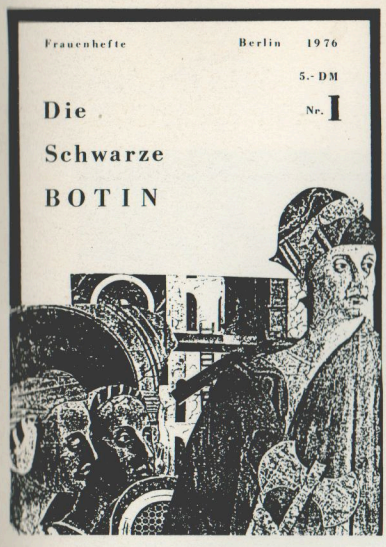
Es ist wenig fruchtbar, die passiven, an die Vorherrschaft des Phallus fixierten Lustpfade der weiblichen Hauptfigur nachzuziehen. Auch ist das Buch trotz des Anscheins kein hard-core Porno. In der Sprache bemüht sich die Autorin, grobe Eindeutigkeiten zu umgehen, nicht immer erfolgreich, denn der Auftraggeber verlangt ultimativ das Weglassen literarischer Arabesken und größere Detailfreudigkeit. So kann es geschehen, daß liebesmetaphysische Überlegungen wie: „Leidenschaftliche Erregung hatte sie ergriffen, eine Vorahnung, daß sie nun jenen Gipfel des Entzückens erklimmen würde, der sie ein für allemal aus sich herausschleudern und einem Unbekannten überlassen würde." dicht an dicht stehen mit eher unbeholfenen Eindeutigkeiten wie: „Die Unverhülltheit seiner Augen war wie das Eindringen in ihre fiebernde Fotze." Die vom Auftraggeber geforderte Drastik nimmt sich fremd in der sonstigen Sprache aus, in der literarischer Geschmack und Routiniertheit der anderen Anais Nin nicht zu verkennen sind. Trotz geläufigem Erzählton, erlesenem Interieur bis hin zu feinsten seidenen Dessous - ganz im Gegensatz zu den Gossenvorlieben ihres Freundes Henry Miller - bleiben die Charakterisierungen der Personen eher dürftig. Harte klischierte Typisierungen, ohne individuelle Ausformung sind vorherrschend: Die hingegebene große Liebhaberin Elena, die dem Sexus verfallene Hure aus Überzeugung Bijoux, die maskulin elegante Lesbe Leila, der ästhetisierte Homosexuelle Miguel, der omnipotente beherrschende Liebhaber Pierre . . .

Im Ganzen läßt sich durch nichts ersehen, daß dieses Buch von einer Frau geschrieben worden ist - was bei den geschilderten Produktionsbedingungen eher ein Wunder als zu erwarten wäre - außer vielleicht an der relativen Zaghaftigkeit, mit der die Autorin Sonderformen der Sexualität beschreibt. Zwar will sie auf kein Stichwort der erotischen Lexikographie verzichten. Sie streift Exhibitionismus, Nekrophilie, Sadomasochismus, Fetischismus, natürlich Homosexualität, Permissivität aber ohne Farbe, denn allein mit Überzeugung gelingen ihr passive weibliche Hingabeexzesse.

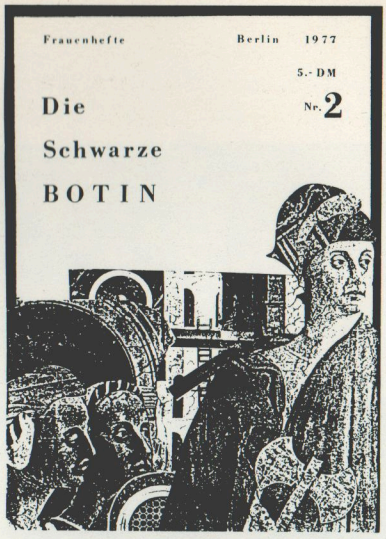
Schon zuviel der Worte über eine eher ärgerliche und überflüssige Veröffentlichung. Es gibt für das deutsche Publikum von Anais Nin weitaus wichtigeres nachzuholen, als das „Delta der Venus", zumal hauptsächlich von der Gottheit Phallus die Rede ist.

Gabriele Dietze

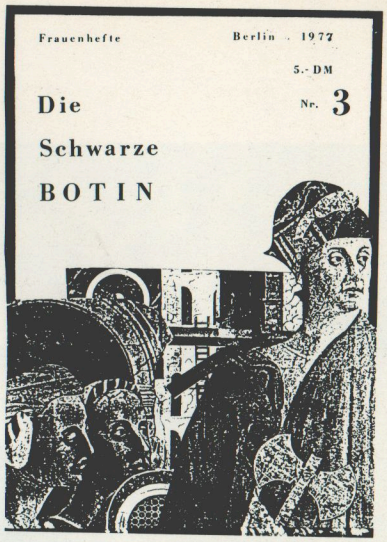




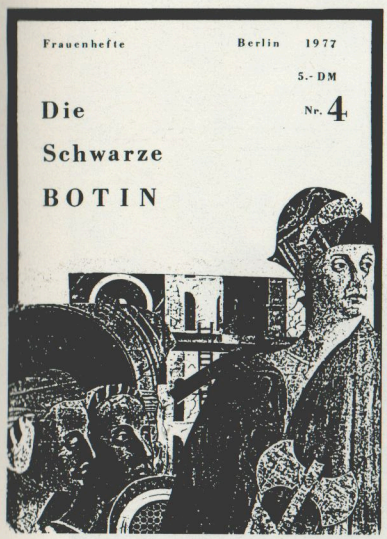
Gedicht mit Perspektive
Schleim oder Nichtschleim, das ist hier die Frage An Stelle eines Vorwortes - Eigenes zur Planung
Schnittmuster für zukunftsorientierte Frauen zum Tod von U. Meinhof
Der Faschismus als höchstes Stadium banaler Herrschaft - Banales Klischee und Faschismus des Alltags - das Monument. Denkmäler des banalen Patriarchats - Faschismus und Natur
Die neue Innerlichkeit - Dekadenz mit Schlagobers - Der Sozialcharakter des süßen Mädels - Das süße Mädel und die Arbeit - Das süße Mädel und die künstlichen Blumen
„Dann spürten wir den bösen Blick der Abstraktion" Rezension des Heftes 5 der Frauenoffensive „Aufständische Kultur"
Frauen gemeinsam sind stark - Interview mit Regina Krause vom Frauenbuchvertrieb in Berlin
Im Januar 1977 sollen 200 000 Frauen penteriert werden - Kleine Anmerkungen zu Alice Schwarzer - zur Gründung der Emma



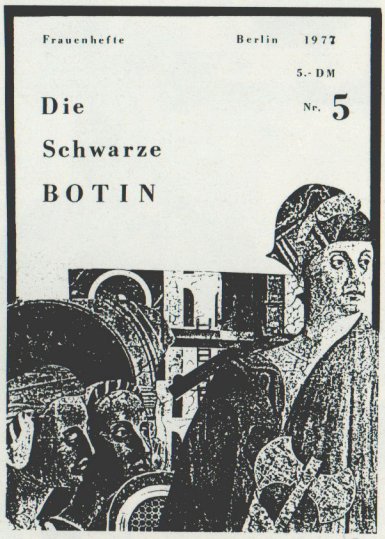
Einige Anmerkungen zur Konkurrenz
Feminismus in Frankreich
Maria-Antonietta Macciocchi über weibliche Sexualität in der Ideologie des Faschismus
Trennung - Ein Gespräch mit Hélène Cixous und Maren Sell
„Waren - Körper - Sprache" - über Luce Irigaray (Rita Bischof)
Schreib das auf, Frau! (Roswitha Kaever)
Eine Versammlung (Elfriede Jelinek)
„Weibliche Sprache"? (Rita Bischof)
Starre Frau - bewegte Frau - Anmerkungen zu „Frauen/Kunst/Kulturgeschichte" (Ästhetik u. Kommunikation 25/1976)
Künstlerinnen international 1877 - 1977
„Daß schädlich auch ein Denken ist . . ."
Wolf Biermann ist nicht unser Bier
„Die Tötung der Ulrike Meinhof" - Sorcières No.4, 1976
Einnahmen und Ausgaben der „Schwarzen Botin"



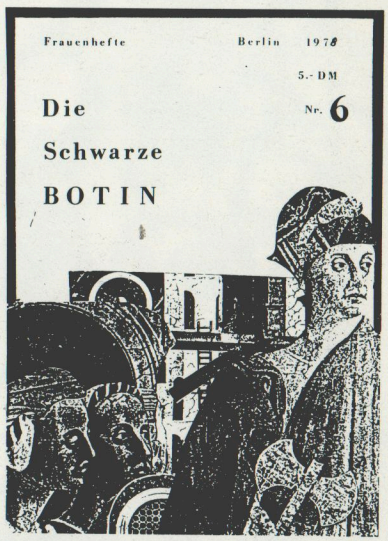
Brief der Schwarzen Botin an die Teilnehmerinnen des Münchner Frauenkongresses (Frühjahr 1977)
Pornographie als Verherrlichung patriarchaler Gewalt
Alltäglichkeiten, der Rede wert - Meine intellektuellen Freunde (Gedichte, Karin Huffzky)
Das akademische Geschlecht - Bemerkungen zur Sexualasthetik (Roswitha Kaever)
Der Mann (Gedicht, G. Drüten)
Das normale Liebesleben - Bemerkungen zur Psychoanalyse
Die Guten gehn im gleichen Schritt (Branka Wehowski)
Gegen das „feministische" Bilderverbot - zur Ausstellung „Frauen international 1877 - 1977" (Rita Bischof)
Die Sprache der Körper (Marianne Wex)
Sarah Schuhmann: Vom Mythos zu den Freundinnen (Ilse-Marleen Stoessel)
Himmelschlüssel Dorothea Hörauf (Ginka Steinwachs)
Paula (Elfriede Jelinek)



Moral und Geschmack (Christa Reinig)
Abgeschmacktes aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (Elisabeth Lenk)
Fleischeslust und Geistesblust - Aus „Ansätze zu einer gastronomischen Maieutik"
Der verzehrte Körper - Reflexionen zur Magersucht (Heidi von Plato)
Königsberger Klopse (Gabriele Goettle)
Glaskonserven - Schaufenster (Roswitha Kaever)
Fatale Liebe - Aus den Reichen der Phantasiearmut - der triviale Liebesroman (Brigitte Classen)
Das sezierte weibliche Schicksal - Christa Reinigs Roman „Entmannung" (Silvia Bovenschen)
Jelka. Schon kommt herein, Glück zu zwein (Elfriede Jelinek)
„Weibliche Kunst" (Meret Oppenheim)
Das Rätsel - Über eine abgelehnte Dissertation
Sexismus zum Feierabend
Informationen



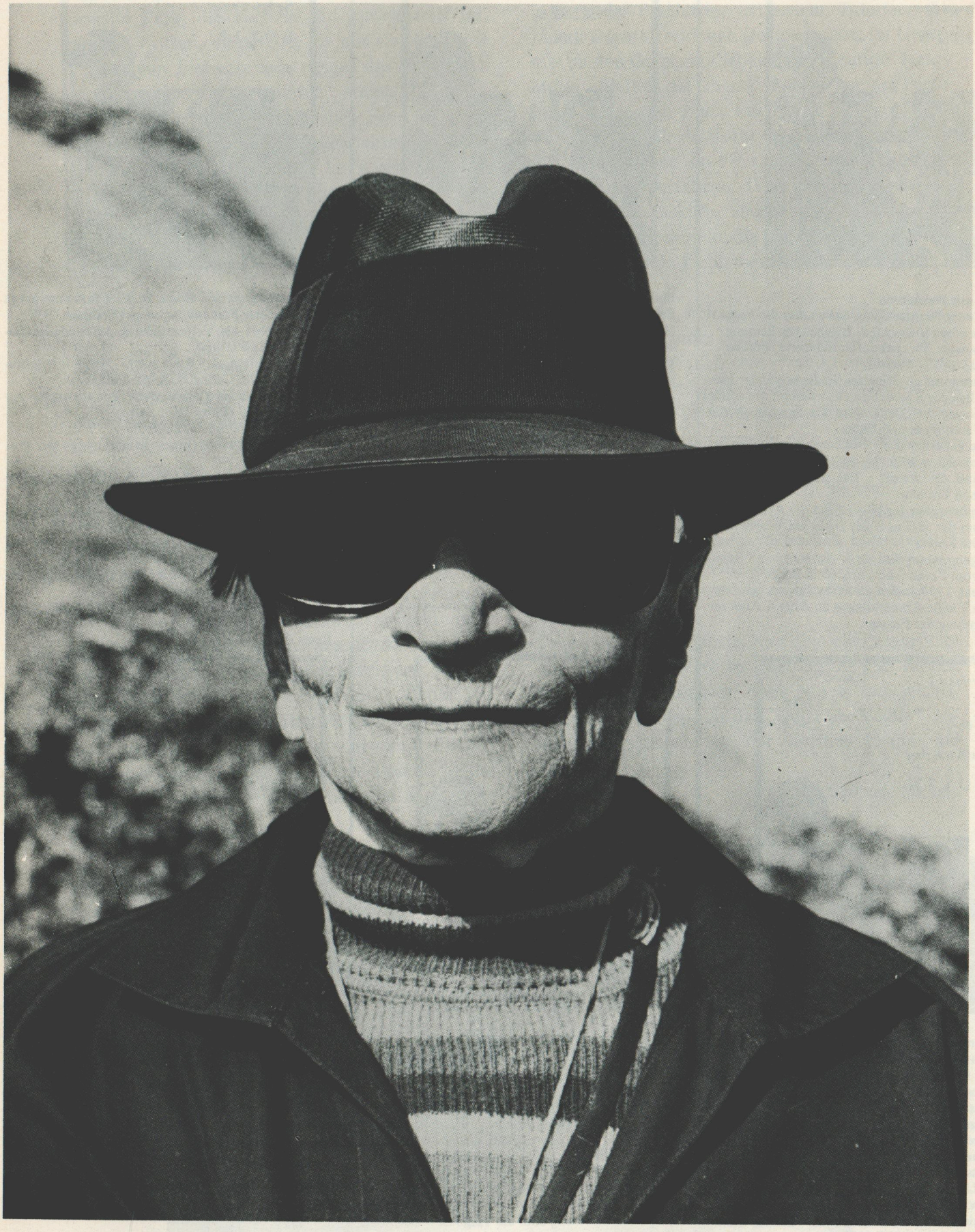
Die kluge Else (Gerburg Treutsch-Dieter)
Die Gewalt des Normalen - Staatsgewalt, Rechtsgewalt u. Polizeigewalt im Zeichen des Terrors (Barbara Freymuth)
Der Terrorist ist schuld (Sonja Immermann)
Annäherungen (Sarah Schuhmann)
Ich habe eine furchtbare Lust nach verbotenen Augen!" - Unica Zürn und „Der Mann im Jasmin". (Gisela von Wysocki)
Durch die Wüste - Ettore Scolas Film „Une journee particulaire" (Maria-Antonietta Macciocchi)
Aus einer Vorlesung über die Tragödie (Elisabeth Lenk)
Die schlafende Riesin (Christa Reinig)
Lysistrata 75 oder: Frauen proben den Aufstand (Ginka Steinwachs)
Lippenblütlerinnen unter dem Gesetz - Über feministische Diskurse in Frankreich: Luce Irigaray, Hélène Cixous, Catherine Clément, Julia Kristeva (Annette Runte)
Auszug aus den Hexentexten von Unica Zürn



Casanova (Gabriele Goettle)
Der unheimliche Säugling (Ute Boose)
Una donna (Beatrice Brauckmann)
Nora (Elfriede Jelinek)
Herbarium der Lüste - Zu Djuna Barnes „Nachtgewächs" (Branka Wehowski)
Madame X - Ein Versuch zur Archäologie der Subjektivität von Ulrike Ottinger und Tabea Blumenschein (Gisela Steinwachs)
Über die Wünsche (Gisela von Wysocki)
Schwachsinn - Kritik am Kursbuch 49 (Brigitte Classen)
Theorie der Weiblichkeit (Eva Meyer)
Über Kurz oder Lang (Gabrielle Goettle)
Stille Post - Satire auf einen Brief in „Libération" über die Toten von Stammheim (Roswitha Kaever)

2 Jahre Schwarze Botin

Die Nummern 1 - 6 können wieder nachbestellt werden zum Preis von 4.-DM pro Heft.



Herausgeberin:	Brigitte Classen
Redaktion:	Gabriele Goettle Brigitte Classen
Mitarbeiterinnen und Autorinnen:	Nelly Cavallero Gabriele Dietze Elfriede Gerstl Claudine Herrmann Elfriede Jelinek Edith Lechtape Christiane Lenoble Eva Meyer Dorothea Muenk Ulrike Ottinger Christa Reinig Sarah Schumann Susan Sontag Nicole Walter
Graphische Gestaltung:	Gabriele Goettle
Layout:	Brigitte Classen Gabriele Goettle
Herstellung:	sehStern, Mehringdamm 51, 1000 Berlin 62 (Reproarbeiten) contrast gmbh. Hauptstr. 159 1000 Berlin 62 (Satz und Druck)
Redaktionsanschrift:	Gabriele Goettle Brigitte Classen Geibelstr. 4 1000 Berlin 45 Tel.: (030) 811 18 75
Postscheckkonto:	Brigitte Classen PScha Berlin (West) Nr. 239644 - 104
Vertrieb für Berlin und die BRD:	Frauenbuchvertrieb GmbH Mehringdamm 34 1000 Berlin 61 Tel.: (030) 251 16 66

Abonnement- und Auslandsbestellungen sind an die Redaktion der SB zu richten.
Einzelbestellungen, sowie mehrfache Bestellungen sind an die Frauenbuchvertrieb GmbH (Adresse siehe oben) zu richten.